

Das Bauernhaus in Steiermark.

VON DR. VIKTOR R. V. GERAMB.

Literatur.

(In chronologischer Reihe angeordnet.)

- P. K. Rosegger**, „Haus und Heim“ (im „Volksleben aus Steiermark“, erste Auflage 1870; Ges. Werke 1881, Bd. VII, S. 212 ff.), Ausgew. Schriften, 10. Auflage, 1905, S. 12 ff.
- Hohenbruck-Romstorfer**, „Pläne landwirtschaftlicher Bauten in Österreich“, 1878 (enthält auch steirische Bauernhäuser).
- J. Krainz** (im Bande „Steiermark“ der „Öst.-ungar. Monarchie in Wort und Bild“, Wien 1890, S. 146 ff.)
- Nandl Werchota**, „G'schichtn aus'n Grobn aussa“, Graz 1890. (Steirische Holzknechtshütte, S. 99 ff.)
- R. Meringer**, „Das Bauernhaus von Alt-Aussee“ (in den Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft, 21. Bd., 1891, S. 101 ff.)
- G. Bancalari**, Forschungen über das deutsche Wohnhaus („Ausland“, 1890—93); über Steiermark: „Ausland“, 64. Bd. (1891), S. 722 (Erwähnung); 65. Bd. (1892), S. 296 f., 313 ff., 328 ff., 345 ff.
- Ferd. Kraus**, im 1. Bd. d. „Ehernen Mark“, S. 15—21 (1892).
- G. Bancalari**, „Die Hausforschung und ihre bisherigen Ergebnisse in den Ostalpen“ (Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines, 1893.)
- R. Meringer**, „Studien zur germanischen Volkskunde“ (behandelt das Bauernhaus im Mürz- und Ennstal bis in die Ausseer Gebiete). Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft, Wien, 23. Bd., S. 101 ff. (1893).
- A. Mell**, „Ein steirischer Bauernhof aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts“. (Mitteilungen der k. k. Zentralkommission, Wien, 1894.)
- J. R. Bünker**, „Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark und in den benachbarten Gebieten“. (Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft, Wien, 27. Bd., 1897, S. 113 ff.)
- M. Marx**, „Das Bauernhaus im Mürztal“. (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 1901.)
- R. Meringer**, „Die Stellung des bosnischen Hauses“. (Sitzungsbericht der k. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., 144. Bd., 1901, behandelt auch das oststeirische Rauchstubenhaus.)
- Rosa Fischer**, „Oststeirisches Bauernleben“, 1903, S. 9 ff.
- Frh. v. Andrian**, „Die Altaussee“. Wien. 1905.

- Österr. Ingenieur- und Architektenverein**, „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Bilderatlas und Textband. Wien, 1906.
- K. Lacher**, „Die Hausindustrie und Volkskunst in Steiermark“. (Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark“, 1906, S. 19 ff.)
- M. Murko**, „Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslawen“. (Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft, 36. Bd., 1906, S. 12 ff.)
- K. Rhamm**, „Urzeitliche Bauernhöfe im germ.-slaw. Waldgebiet.“ (Beiträge zur germ.-slaw. Altertumsk. II., 1; 1117 Seiten. Braunschweig, 1908. Enthält sehr viel steirisches Material.
- v. Geramb**, „Der gegenwärtige Stand der Hausforschung in den Ostalpen.“ (Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft, 38. Bd., 1908, S. 96 ff. (Kleinere Aufsätze, s. im Text unter Rauchstubenhaus u. a. a. O.)
- J. R. Bünker**, „Das Bauernhaus in der Gegend von Köflach in Steiermark.“ (Kulturhist. Zeitschrift „Wörter und Sachen“, I/2, Heidelberg, 1909, S. 121 ff.)

Hausforschung und Geschichtsforschung.

Dem Bewohner der größeren geschlossenen Ansiedlung, des Marktes und besonders der Stadt, vor allem aber dem Akten- und Büchermenschen mag der Zweck und der tiefere Sinn der „Hausforschung“ anfänglich recht unbegreiflich sein. Das kommt daher, weil ihm das Wesen des Bauernhauses gar nicht oder doch sehr wenig bekannt ist. Darin liegt kein Vorwurf. Es gehört entweder das Aufwachsen und der lange Aufenthalt in einem Bauernhofe oder aber gründliches, mit Geist und Herz betriebenes Studium dazu, bis es einem klar wird, was es eigentlich ist um so einen Einzelhof im Waldgebirge droben. Wer mit offenem Herzen und klarem Auge zu wandern versteht, den mag beim Anblick einer einschichtigen, alten Bauernsiedlung wohl manchmal ein frohes Sinnen und eine heimliche Ehrfurcht beschleichen, wie man sie zuweilen vor einer altersgrauen Sage oder einem Stück aus der Heimatgeschichte empfindet. Das ist nicht nur das stille Behagen, das der wohlige Gegensatz gegen den Lärm der Großstadt auslöst, sondern das ist auch ein anderes, wenn man es so heißen darf, „historisches“ Gefühl. Wenn in sternklarer Nacht aus den schwarzen Umrissen des Bergwaldes ein rotes Lichtlein wie ein warmer Blick zu Tale leuchtet oder wenn der helle Sonnenschein auf dem altergebleichten Schindeldache zwischen dem Glanze wogender Kornfelder spielt, so erweckt dies immer neben der bloßen Schönheitsempfindung auch die

bewundernde Achtung vor dem Menschentume, das hier in harter Arbeit der Natur eine Stätte für sich abgerungen und durch Jahrhunderte bewahrt hat, das hier ein Stück Geschichte ausgelebt und das hier wenigstens einen kleinen Rest alten Volkstums rein erhalten hat — vor der „nivellierenden“ und „internationalen“ Kultur.

Darin ist auch die wissenschaftliche Rechtfertigung der Hausforschung ausgesprochen, wenn sie einer solchen überhaupt bedarf. Es ist ein Stück Kulturgeschichte oder, um es fachgemäßer zu benennen, ein Stück Volkskunde, das am Bauernhaus studiert wird. Das läßt sich gar nicht vergleichen mit einem architektonischen, aber auch nicht mit einem kulturgeschichtlichen Studium des Stadthauses. Zwar läßt sich auch beim deutschen Stadthause nachweisen, daß seine erste Anlage auf das Bauernhaus zurückgeht; aber das Bauernhaus blieb bei dieser gemeinsamen alten Wohnform, das Stadthaus aber unterwarf sich zahllosen, verschiedenen Kultureinflüssen. Das Bauernhaus zeigt heute noch nur wenige, aber desto entschiedener Eigenheiten und Unterschiede, die zum Teil große Entwicklungsstufen, zum Teil Besonderheiten verschiedener Stämme des gemeinsamen Volkstums darstellen. Beim Stadthaus gleicht heute kaum eines mehr dem anderen. Recht weit dagegen muß man herumwandern, um am Bauernhause drei, wenn's hochkommt, vier wirklich wesentliche Typenunterschiede zu finden. Das heutige Durchschnittstadthaus ist mit seinen zahlreichen Modeänderungen — denn von einem Stil läßt sich gegenwärtig kaum mehr sprechen — ein Augenblickskind. Das Bauernhaus verkörpert in seinen wenigen Typen nur die Entwicklungsstufen eines langsam gewordenen, erprobten und zäh festgehaltenen Volksgutes. Ohne daß wir noch auf die eigentliche hauskundliche Seite einzugehen brauchen, wird uns dies sofort klar, wenn wir uns die Sache zunächst von der historisch-methodischen Seite ansehen. Da grüßen uns aus uralten Urbaren dieselben „Hausnamen“, die uns auf unserer Wanderung manchmal recht altväterlich, aber doch nimmer in so eisgrau-historischem Gewande begegnet sind. Oft freilich sind sie nicht so leicht zu erkennen: Um im „Ulricus de Gelen“ den „Jöllibauer“,¹ im alten slawischen Siedler „Zobodin de Tsakkaw“ den „Zachenjosl“ oder im „Laurentius in Planicie“ den „Ebenläker“²

¹ Bei Judenburg.

² Beide in der Gemeinde Oberwald bei Ligist.

sehen zu können, gehört schon ein ortsnamenkundiges Gehirn dazu. Andere aber sind ohne weiteres zu bemerken: So heißt der „Paumekker“ noch heute „Pamegger“,¹ der „Bojer“ noch heute „Bayer“,² der „Heinricus de monte“ noch heute „Hainzl am Berg“,³ das Gehöft, in dem „Weytach“³ noch heute, beim „Weidacher“ usw. Die hier angeführten Namen stammen nicht etwa aus Urbaren des 16. Jahrhunderts; sämtliche finden sich vielmehr schon im „Rationarium Styriae“, also im landesfürstlichen Urbar der Steiermark aus zirka 1290!⁴ Und wenn man einen Blick in die Karten wirft, mit denen Dopsch die Herausgabe dieses Urbars versehen hat, dann kann man zum Beispiel in dem kleinen Gebiete um Wald (am Waldersattel in Obersteier) 36 Bauern und sogar im weltentlegenen Gumpen- und Seewigtal (östlich von Schladming) 21 Bauern mit denselben Hausnamen wie heute finden. Nun ist es wohl nicht anzunehmen, daß die Verhältnisse nur dort so liegen. Vielmehr können wir mit Recht einen Schluß auf die Gesamtverhältnisse des Landes ziehen, wenn sich freilich auch nur für wenige Gebiete so alte Urbare erhalten haben, wie es hier glücklicherweise der Fall ist. Da ergibt sich also ein Prozentsatz von solchen Hausnamen, der recht beträchtlich genannt werden darf. Und selbst wenn wir bescheiden sind und nur den vierten Teil dieser schon im 13., also seither durch sieben Jahrhunderte bezeugten Hausnamen auch noch um drei bis vier Jahrhunderte früher bestehend annehmen, dann erhalten wir noch immer eine recht hübsche Zahl von bäuerlichen Hausnamen, die bis in die Kolonisationszeit zurückzuführen sind. Wie ein Ortsname mutet so ein uralter Hausname an! Daraus allein schon wird es klar, daß so ein Bauernhof ein Individuum für sich ist, das auch für den Historiker ein Ganzes darstellt, wie eine Flur- oder Ortsstätte, und daß es auch für ihn nicht zu verwechseln ist mit dem Stadthause, welches nur durch massenhaftes Auftreten — historisch gesprochen — ein Ganzes bilden kann.

Nun ist ja gewiß nicht bewiesen, daß mit dem Namen auch das Haus selbst so alt sei und der Beweis für mehr als vier oder fünf Jahrhunderte wird für das unveränderte Bestehen eines bestimmten Bauernhauses an sich wohl nur

¹ Bei Übelbach.

² In der Kleinveitsch; letzterer im Gleinalpengebiet.

³ Bei Mitterdorf im Mürztal.

⁴ Siehe A. Dopsch, „Die landesfürstlichen Gesamturbare der Steiermark aus dem Mittelalter“, Wien u. Leipzig. 1910.

in seltenen Fällen zu erbringen sein. Aber darauf kommt es — wieder zum Unterschiede vom Stadthause — auch gar nicht an. Ob die Form, in der wir das betreffende Bauernhaus sehen, ob die Type dieses Hauses so alt ist, soll gezeigt werden und deren ganz gewaltiges Alter läßt sich nun auch allerdings beweisen.

Die Typen des volkstümlichen Wohnhauses in Steiermark.

Um nun auf diese Typen kurz eingehen zu können, müssen wir vor allem feststellen, daß es ein typisch-steirisches Bauernhaus nicht gibt. Am allerwenigsten in der Form, wie man sie leider Gottes auf den Umschlägen zahlreicher „Steirerlieder“, „Steirerg'schichten“, in Theaterdekorationen steirischer Volksstücke u. dgl., neuerlich aber gar auch in Schulbüchern, als Typus des steirischen Bauernhauses finden kann: Häuser mit steinbeschwertem Flachdach und breiter Giebelseite, geschmückt mit Glockentürmchen, Galerien, Schützenscheiben und Blumentöpfen. Wie wir sehen werden, sieht so ähnlich nur das Haus im kleinsten Teile Steiermarks, nämlich im obersten Ennstal und in der Ramsau aus. Und gerade dieser Typus (der zudem nur ein rein äußerlicher Typus ist), ist nur zum geringsten Teile in Steiermark, vielmehr jedoch in Salzburg und besonders in Tirol und Vorarlberg zu Hause. Viel verbreiteter ist in Steiermark das steildachige, schmalgieblige Haus, das aber wieder nicht typisch-steirisch genannt werden kann, weil es geradeso gut auch in Kärnten und Krain auftritt. Wie man also nicht von einer „steirischen“ Sprache und — genau genommen — auch nicht von einer „steirischen Geschichte“ sprechen sollte, so gibt es auch kein schlechtweg „steirisches Bauernhaus“, sondern nur Haustypen, an denen Steiermark Anteil hat. Wir wollen diese Hauptformen nur ganz kurz behandeln, soweit es eben für das Verständnis des folgenden nötig ist. Man hat in der schon ziemlich groß gewordenen hauskundlichen Literatur von den verschiedenen Gesichtspunkten aus Typen gebildet: Nach der äußeren Form, nach dem Baumaterial (Holz- und Steinbauten), nach der Hofanlage, nach der Grundrißeinteilung, nach den Feuerstätten usw. Richtig ist, daß alle diese Dinge gewissenhaft berücksichtigt werden müssen.

Eine andere Frage jedoch ist die nach der größeren oder geringeren Bedeutung solcher Unterscheidungen.

Worin liegt das Wesentliche der Haustype? Am meisten scheint da für den unbefangenen Laien auf den ersten Blick wohl die äußere Form des Hauses in Betracht zu kommen. Deshalb redet man zunächst von steil- und flachdachigen, von Holz- und Steinhäusern, von „malerischen Schweizerhäusern“ und „armseligen Keuschen“ von Strohh-, Schindel- und Ziegeldächern usw. Aber schon der Laie wird bei näherem Zusehen in einer bestimmten Gegend, sagen wir in irgendeiner Sommerfrische, finden können, daß solche äußere Merkmale viel häufiger wechseln als der Grundriß der Wohnraumanlage, das heißt also, daß sich schon in einem kleinen Gebiete nach den äußeren Unterscheidungsmerkmalen viel mehr Typen bilden lassen als nach der inneren Anlage des Hauses. Genauere Forschung deckt dann in dieser Richtung ganz überraschende Ergebnisse auf. So hat einer der Begründer der Hausforschung, Henning,¹ das Bauernhaus des ganzen deutschen Sprachgebietes, mit Ausnahme der Almhütten und ähnlicher ursprünglicher Formen, nach dem Grundrisse in nur zwei Haupttypen geteilt: in solche, welche neben Küche und Stube (das ist Herdraum und Ofenraum) und den (weiter nicht in Betracht kommenden) Kammern noch einen eigenen Flur (Vorhaus, Laube, bei uns „Lab'm“) besitzen und in solche, bei denen ein eigener Flur fehlt, bei denen vielmehr der Herdraum gleichzeitig Flur ist.

Dieser Einteilung haben sich vor allem zwei österreichische Forscher, Dachler² und Grund,³ angeschlossen. Alle drei haben diese zwei Hauptunterschiede in der Grundrißanlage auf Verschiedenheiten in der ethnographischen Besiedlung der betreffenden Gebiete (durch Bayern, Alemannen, Franken) zurückgeführt, allerdings alle drei in verschiedener Weise. Andere Forscher, besonders Meringer⁴ und Bancalari haben sich solchen ethnographischen Schlußfolgerungen gegenüber skeptisch oder ganz ablehnend verhalten,

¹ Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung, 1882.

² Dachler, Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung (Blätter d. Vereines f. Landeskunde, Wien, 1897.) u. österr. Bauernhauswerk, Textband, S. 50 ff.

³ Grund, „Wiener Becken“ in Pencks geograph. Abhandlg. 1901. S. 90 f.

⁴ Meringer, Besprechung d. österr. Bauernhauswerkes in den Mitt. d. anthrop. Gesellschaft in Wien 1907.

wieder ein anderer, K. Rhamm, in jüngster Zeit einen ganz neuen Standpunkt eingenommen, und von historischer Seite wurde darüber und von manchen wohl über die ganze Hausforschung der Stab gebrochen.¹

Der Verfasser dieser Arbeit suchte nun zunächst im Jahre 1908 auf Grund einer von Meringer² aufgestellten Grundrißeinteilung zu beweisen,³ daß in einem sehr großen Gebiete, nämlich in ganz Deutschtirol und fast in ganz Salzburg und Österreich ob und unter der Enns (südlich der Donau bis zum Wienerwald), nicht nur eines dieser beiden genannten Haustypen, nämlich das mit Stube, Flur und Küche versehene Wohnhaus allein herrschend sei, sondern daß sich auch nicht genug damit, nachweisen lasse, daß jener Typus in diesem ganzen Gebiete fast ausschließlich in einer noch schärfer gekennzeichneten Form, nämlich als Seitenflurhaus auftrete. Das heißt, daß dort der Flur nicht wie anderswo häufig zwischen Küche und Stube, sondern fast ausnahmslos auf einer Seite von Küche und Stube liegt. Es zeigte sich also schon daran, daß in einem Gebiete, an dessen Besiedlung gewiß Alemannen, Bayern und Franken Anteil hatten, heute ein im Wesen der Grundrißanlage einziger Typus herrsche. Das hat mich im Vereine mit noch anderen, rein historischen Gründen bestimmt, daß auch ich jene freilich sehr erstrebenswerten und gewiß der vollsten Beachtung würdigen ethnographischen Schlußfolgerungen für verfrüht halte. Leider wurde dieser — vielleicht nicht mit der nötigen wissenschaftlichen Routine — klargelegte Hauptgedanke meiner Arbeit gerade von Dachler gänzlich mißverstanden und meine gesamte Arbeit vollständig abgelehnt.⁴ Das Schlußurteil in dieser Frage ist übrigens noch lange nicht gesprochen. Aber sowohl aus dieser Fehde als besonders aus dem inzwischen von mir mit Subvention und im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien betriebenen Studium des steirisch-kärntnischen „Rauchstubenhauses“ ergab sich auch für mich folgende Tatsache mit Sicherheit: Noch wesentlicher und noch tiefgreifender

¹ Vgl. z. B. Uhlirz, Besprechung von Vancas Buch im Göttinger gelehrten Anzeiger, 1901, S. 287 ff.

² Meringer, in d. Mitt. d. anthrop. Ges., Wien, 25. Bd., 1895. S. 56—58.

³ v. Geramb, in d. Mitt. d. anthrop. Ges., 38. Bd., 1903, S. 96 ff.

⁴ Zts. f. österr. Volksk., 1909, S. 138 ff., und meine Antwort. Zts. für österr. Volksk., XV. Bd., S. 140, und Mitt. d. anthrop. Gesellschaft, Wien, 39. Bd., S. 1—4.

als die Grundrißanlage ist für die Kennzeichnung der Haustype die Feuerstätte, denn nach dieser richtet sich in vielen Einzelheiten auch die Grundrißanlage. Spielt die Lage des Herdes ja auch bereits bei Hennings (und nach ihm bei Grunds und Dachlers) Haupttypenunterschieden eine große Rolle, so hat doch vor allem Meringer das große und bleibende Verdienst, die grundlegende und alles übrige beherrschende Wichtigkeit der Feuerstätte für die Typenunterscheidung des menschlichen Wohnhauses klargelegt und vor allem der Definition, der Bedeutung und der einzigartigen Stellung der „Stube“ in der Wissenschaft Durchbruch verschafft zu haben.

Es war notwendig, diese rein fachwissenschaftlichen Entwicklungsgänge hier wenigstens zu streifen, um gerade in dieser historischen Zeitschrift zu zeigen, wie sehr in alle diese Dinge besiedlungsgeschichtliche Elemente hineinspielen — freilich auch, um zu zeigen, daß die Hausforschung, abgesehen vom volkswissenschaftlichen Werte der Sache, auch vom Historiker nicht wird dürfen unbeachtet bleiben.

Nach der Feuerstätte und deren Entwicklung unterscheiden wir also jetzt folgende Haupttypen des volkstümlichen Hauses:¹

1. Das **Herdhaus**, welches einen einzigen Wohnraum enthält, in dem der „offene“ Herd steht. Es ist in Steiermark nur in der primitiven Form der Senn-, Holzknecht- und Köhlerhütten zu finden. Aus solch einfacher Form hat sich dann das Herdhaus folgendermaßen entwickelt: Um beim Öffnen der Türe nicht unmittelbar Regen und Wind zum so wertvollen „heiligen“ Herdfeuer gelangen zu lassen, legte man vor den Herdraum eine Vorhalle, ursprünglich bloß, indem man das Dach nach vorn verlängerte und diese Verlängerung auf Säulen stützte. Es entstand die Form und der Grundriß, die wir bei vielen unserer Kapellen und kleinen Bergkirchlein beobachten können, derselbe Grundriß, den auch bereits die älteste Art des griechischen Tempels besaß. Später wurde die Vorhalle dann geschlossen und allmählich zum Hausflur, dessen Herkunft ja gerade in unserem Bauernhause noch durch die Bezeichnung „Lab'm“ == Laube (slowenisch „loupa“) gekennzeichnet ist. Ursprünglich war sie eben wirklich nichts anderes als eine dem Herdraume vorgelegte offene „Laube“.

¹ Vgl. v. Geramb, „Die Feuerstätten des volkstümlichen Hauses in Österreich-Ungarn“, Zeitschrift „Wörter und Sachen“, Heidelberg, 1911 (im Erscheinen).

Die entwickeltste Form des Herdhauses stellt das alte (zum Beispiel in G. Frenssens Roman „Jörn Uhl“ geschilderte) „niedersächsische Haus“ dar, das im wesentlichen auch nur aus einem einzigen, riesigen Herdraum besteht, der freilich gleichzeitig auch als Dreschtenne, Stall und Menschenwohnung dient, und an dessen oberem Ende, gleich dem Altare in der gotischen Kirche, der „offene“ Herd thronet.¹ Die einfachste

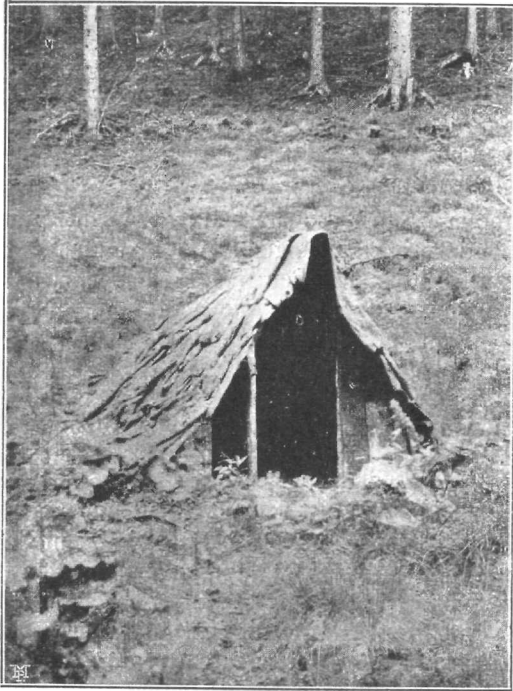


Abb. 1. Steirische Holzknechttram im Übelbachgraben (Gleinalpe).

Form des „Herdhauses“ und damit eine der ältesten und ursprünglichsten Formen menschlichen Wohnens überhaupt, zeigt uns Abbildung 1 von einer „Holzknechttram“, die aus Steiermark stammt, gerade so gut aber auch zum Beispiel aus dem Harz genommen sein könnte.

¹ Über das niedersächsische Haus vgl. W. Pessler: „Das altsächsische Bauernhaus in seiner geogr. Verbreitung“, Braunschweig 1906, und in den „Mitt. des Museums für Hamburger Geschichte“, 1909, und K. Rhamm, a. a. O., II., 1.

Solche ganz ursprüngliche Formen sind im Hochwalde der steirischen Berge nicht allzu selten zu finden. Sie bestehen einfach aus einem meist aus Rinden gebildeten „Satteldach“,¹ welches auf den bloßen Erdboden gestellt ist. Das Alter einer solchen Einrichtung geht daraus hervor, daß die ältesten Formen der in Deutschland und Italien gefundenen prähistorischen „Hausurnen“ diese Gestalt wiedergeben.² In ebensolcher Art werden aber auch heutzutage noch die Holzknechtstätten größeren Umfanges gebaut, wie uns Abbildung 2 bezeugt, die das Innere einer Holzknecht-

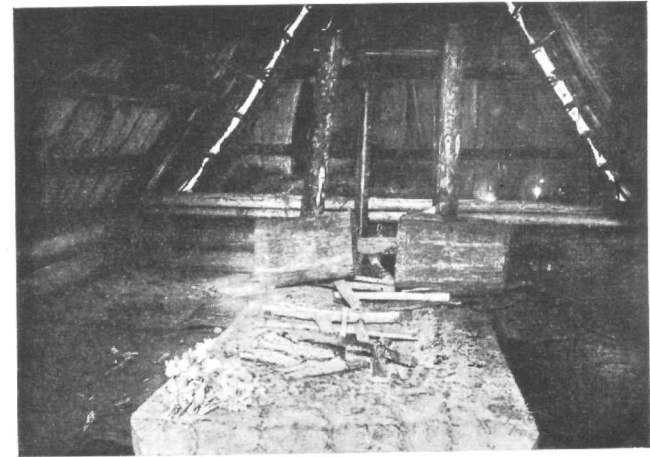


Abb. 2. Steirische Holzknechtstube auf der Mooshuben bei Mariazell.

hütte zwischen Mariazell und Frein (dem klassischen Holz-knechtgebiete der Steiermark) wiedergibt. Wir sehen in der Mitte den offenen Holzknecht; er ist aus einer mit Sand und Steinen angefüllten Blockbalkenumrahmung hergestellt, eine Konstruktion, die sich in ganz derselben Form auch beim Herd des primitiven norwegischen Hauses findet. Die erhöhte Tribüne im Hintergrunde, die gegen den Vordergrund durch

¹ Satteldach heißt das gewöhnliche, nur nach zwei Seiten abfallende Dach. Ein Dach, welches dagegen auch nach den beiden Giebelseiten abgekrägt ist, nennt man „Walmdach“. So ist z. B. auf Abb. 8 ein Dach mit „Halbwalm“ (d. h. auf der Giebelseite bis zur Hälfte abgekrägt), auf Abb. 16 ein solches mit „Drittelwalm“ gezeigt.

² Vgl. K. G. Stephani, „Der älteste deutsche Wohnbau“ Leipzig 1902.

mehrere horizontale Balken abgegrenzt und mit Rindenabfällen und Heu gefüllt ist, stellt das Lager der Holzknechte vor, welches „Pritschen“ oder meistens „pögratn“ genannt wird. Diese Bezeichnung stammt aus dem Slowenischen.¹

2. **Das Kaminhaus**, welches den zum „Kamin“ umgestalteten, das heißt, mit schützenden Seitenstücken („Wangen“) und baldachinartigem „Rauchmantel“ sowie mit einem Rauchabzug versehenen Herd enthält. Es kommt hauptsächlich in den romanischen Ländern bis in den Karst herauf, jedoch nicht in Steiermark vor.

3. **Das Herdofenhaus**, welches die eigentümliche Form des Herdofens, eine gleichzeitig als Herd und Ofen dienende Feuerstätte (ursprünglich ohne Rauchabzug) enthält und hauptsächlich in Rußland und in den östlichsten Teilen unserer Monarchie herrscht. Wir sind darüber in neuester Zeit sehr gut durch das großangelegte, gründliche Werk von Rhamm unterrichtet.² In Steiermark kommt das Herdofenhaus nicht vor. Dagegen hat

4. **das Rauchstubenhaus**, eine der schärfst gekennzeichneten Hausformen, noch vor 100 Jahren in ganz Steiermark, mit Ausnahme des Sann- und Ennstales, fast allein geherrscht. Heute ist es in Kärnten und Steiermark noch sehr häufig, jedoch in der Regel nur mehr in den entlegeneren und gebirgigeren Gebieten des oberen Murtales, der nordöstlichen und ganz besonders der westlichen Steiermark sowie im Bachergebirge zu finden. Das Rauchstubenhaus gehört haus- und volkskundlich zu den interessantesten Dingen; und wenn der Steirer und Kärntner ein Haus mit besonderer Betonung als ein wirklich bodenständiges und heute ihm allein eigenes, uraltes Volksgut vorführen will, so muß er auf diese Hausform hinweisen. Und dennoch ist das Rauchstubenhaus auch in gebildeten Kreisen, in denen es als Schande gilt, irgendein exotisches Kuriosum nicht zu kennen, auch heute noch fast vollständig unbekannt. Selbst Historiker und Philologen, denen der Name „Rauchstube“ in Weistümern oder sonstwo unterkommt, wußten vor dem Beginne der Hausforschung damit sehr oft entweder gar nichts anzufangen oder sie hielten

es für eine „Selchkammer“. Am häufigsten aber wird — auch heute noch — selbst in fachwissenschaftlichen Arbeiten die „Rauchstube“ mit der sogenannten „Rauchkuchl“ verwechselt. Allein dies alles ist die Rauchstube eben nicht.

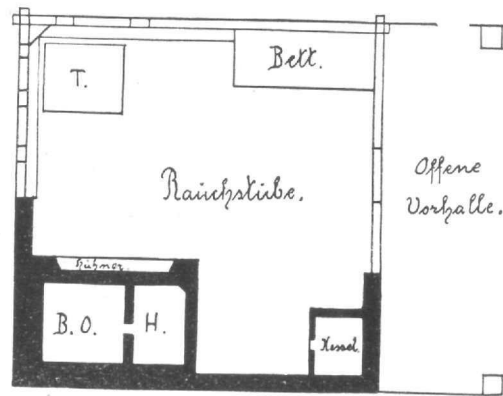
Bei dem raschen Vordringen der neuen Einrichtungen und damit des „Sparherdes“, welcher die Rauchstuben heute allenthalben zu verdrängen beginnt, wäre es sehr leicht möglich gewesen, daß dieses eigenartige Stück altertümlichsten Volksgutes spurlos verschwunden wäre, und daß in absehbarer Zeit kein Historiker oder Germanist, dem das Wort irgendwo untergekommen wäre, gewußt hätte, was es damit für ein Bewenden hat. In letzter Stunde ist die Hausforschung auf diese Hausform gestoßen, die ihr ganz neue Ausblicke und Probleme eröffnet. Heute ist die Literatur über die Rauchstube nicht mehr gerings zu nennen.¹

¹ Die Rauchstube wurde nach einer Notiz bei Rhamm a. a. O., S. 832 und 835, zuerst von Hohenbruck, jedoch nur ihm privat beschrieben. Die erste öffentliche Beschreibung dürfte wohl die von Rosegger (in „Haus und Heim“ a. a. O.) sein. Die nächste, ganz kurze Beschreibung gab dann Krainz im Band „Steiermark“ der „österreich. Monarchie in Wort und Bild“, 1890, S. 146. Im Jahre 1890 veröffentlichte weiters Bancalari (im „Auslande“, 1890, S. 467 ff.) den Plan eines Kärntnerhauses, der eine Rauchstube enthält, die jedoch von Bancalari nicht als besonderer Typus erkannt, sondern mit einer Küche verwechselt wurde. Im Jahre 1896 sah Meringer die Rauchstube in der östl. Steiermark und zeichnete sie als eigenen Typus in sein Taschenbuch. Er veröffentlichte diese Beobachtung jedoch erst nach mehreren Jahren (1901, in den S. B. der Wiener Akademie der Wissenschaften, Bd. 144). Inzwischen hatten im Jahre 1897 Rhamm im Globus, Bd. 71 (1897), S. 185/6, und im selben Jahre J. R. Bünker, Mitt. d. anthrop. Ges., 27. Bd., 1897, S. 161 ff., ersterer untersteirische, letzterer oststeirische Rauchstuben beschrieben und gezeichnet. Genaue und eingehende Beschreibungen und zahlreiche Bilder und Pläne gaben endlich Bünker in seiner Arbeit über „das Bauernhaus am Millstättersee“ (Mitt. d. Wiener anthrop., Ges. 1902, 32. Bd.) und Murko über „die Rauchstube bei den Slovenen“ (Mitt. d. anthrop. Ges., 36. Bd., 1906). Eine illustrierte, genaue und sehr gute Beschreibung von kärntnerischen Rauchstuben findet sich auf S. 828—840 in Rhamms Werk über altgermanische Bauernhöfe (in den ethnogr. Beitr. z. germ.-slaw. Altertumskunde, II., 1). Im Jahre 1908 veröffentlichte ich meine schon genannte Arbeit in den Mitt. d. anthrop. Ges. und einen Aufsatz über das „Rauchstubenhaus“ in der „Grazer Tagespost“ (1908, 9. Jänner). Im selben Jahre begann ich im Auftrage und mit Subvention der hohen kais. Akademie der Wissenschaften meine systematischen Wanderungen zum eingehenden Studium des Rauchstubenhauses, die jetzt so ziemlich beendet sind. Bisher konnte ich darüber nur kurze Berichte im Anzeiger d. phil.-hist. Klasse der kais. Akademie (vom 7. Juli 1909, Nr. XVIII), dann in einem Vortrage am 50. deutschen Philologenkongresse in Graz und neuerdings in der Arbeit, die in der Zeitschrift „Wörter und Sachen“ veröffentlicht wird (1911) vorlegen.

¹ Slowen. pograd = „Gerüst an der Wand“, vgl. Murko, a. a. O., S. 19, und Schmeller, Bayr. Wörterbuch I., 217, 986.

² K. Rhamm, „Ethnographische Beiträge zur germ.-slav. Altertumskunde“, II Abteilungen in bisher 3 Bänden, Braunschweig 1907 f. (s. II. Abt. 2. Bd.)

Die ursprünglichste Form des Rauchstubenhauses zeigt uns Abbildung 3. Es soll so einfache Formen tatsächlich auch heute noch in Steiermark geben, wenigstens, wenn die Nachricht, die Murko aus der Gegend von Friedau zugekommen ist,¹ ihre Richtigkeit hat. Der von mir aufgenommene und hier wiedergegebene Plan zeigt den Grundriß eines Rauchstubenhauses auf einer sehr entlegenen Höhe des kärntnerischen Koralpengebietes in einer Form, wie er noch vor 20 Jahren ausgesehen hat. Heute ist in die im übrigen noch immer offene Vorhalle („Labm“) ein kleines Stübl eingebaut. Im wesentlichen aber findet sich dieser Grundriß noch bei zahlreichen Rauchstubenhäusern



Ehemaliger Plan des Trischmugger Haines in Ellendorf in Kärnten

Abb. 3.

Steiermarks und Kärntens. Er erinnert zunächst unbedingt an das Herdhaus mit offener Vorhalle. Allein der als „Rauchstube“ bezeichnete Raum ist keine bloße Küche und auch kein bloßer Herdraum. Er ist vielmehr der Hauptwohnraum des Hauses, ebenso wie der Herdraum des niedersächsischen Hauses. Sehen wir uns zunächst einmal ein wenig in diesem raucherfüllten, unendlich altertümlich anmutenden Raume um: In der der Feuerstätte gegenüberliegenden Ecke steht der Tisch und an den Wänden laufen die Bänke wie in einer Stube. Ein Unterschied zeigt sich jedoch bei genauerem Zusehen auch schon hier. In einer richtigen Stube

¹ Vgl. Murko, in den Mitt. d. anthrop. Ges. in Wien, 36. Bd., 1906, S. 21.

befindet sich in der Mauerecke ober dem Tisch immer das sogenannte „Herrgottswinkler“. Es besteht meistens aus einem kleinen mit Papierspitzen, Kunstblumen und farbigen Papier, manchmal auch mit gestickten Leinenstreifen und Tannenreisig geschmückten horizontalen Brettchen (Altar!), über dem ein Kruzifix und mehrere Heiligenbilder angebracht sind. Manchmal hängt vor dem ganzen auch ein „ewiges Licht“ oder ein, wenigstens am Sonnabenden angezündetes Öllämpchen. Hier in der Rauchstube ist dies alles sehr selten zu finden. Derjenige, der diese Form des „Herrgottswinklers“ aus der Rauchstube verdrängt, besser gesagt, nie in diese hineingelassen hat, ist der dicke, beißende Qualm, der vom offenen Herd aufsteigt, den ganzen Raum unter der Decke anfüllt und sich bis in Augenhöhe zu einer scharf abgeschnittenen Fläche herabsenkt. In diesem beständigen Rauchbade würde das „Herrgottswinkler“ samt Bildern, Blumen und Papierstreifen gar bald unkenntlich und vollkommen mit Ruß überzogen sein, wie es die Decke und sämtliche Stubenwände bis herab zur Augenhöhe tatsächlich sind. Allein, wenn auch das „Herrgottswinkler“ fehlt, so findet sich dafür hier ein volkskundlich und kulturhistorisch sehr merkwürdiger Ersatz in Form der zierlich geschnitzten „Heiligengeist“-Figuren (Tauben) und „Tischkreuzchen“ (auch „Unruhe“ genannt), welche an einem dünnen Zwirnfaden von der Decke ober dem Tisch herabhängen.¹ Über die unglaublich weite Verbreitung solcher Figuren (bis Schweden und Griechenland) hat uns in jüngster Zeit M. Andree-Eysn die Augen geöffnet.² Sie sind ein beredtes Zeugnis alter heimischer Volkskunst. In der Weihnachtszeit an Winterabenden werden sie alljährlich vom „Moar“ (Großknecht) geschnitzt. Aus zierlichen Kreuzchen in Streichholzstärke wird ein größeres, etwa 20 Zentimeter hohes Kreuz oder der Namenszug Christi, von einem Herz umgeben, zusammengesetzt, oder es wird aus papierdünnen Holzfältelchen der „heilige Geist“ in Gestalt einer Taube nachgebildet. Auch Kombinationen dieser Elemente kommen vor. Blütenweiß wird dieses Kunstwerk am Dreikönigstage ober dem Tisch aufgehängt. Beim geringsten Luftzug bewegt es sich, daher der Name „Unruhe“, und von allen Seiten setzen sich

¹ Vgl. darüber J. R. Bünker, Zeitschrift f. öst. Volksk., 1907, (Köflachergegend).

² Marie Andree-Eysn, „Volkskundliches“, Braunschweig 1910, S. 78—94

die schwarzen Rußstäubchen an den Flächen, Kanten und in allen Fugen des Gebildes fest, so daß es bald mit einer schwarzglänzenden Rußschichte überzogen ist. So hängt es das ganze Jahr über über dem Tisch und sieht beim Tischgebete aller Augen in Freud und Leid auf sich gerichtet. Am Dreikönigstage aber wird es abgenommen und im Feuer des Herdes verbrannt; ein neues tritt an seine Stelle.

Diese Sache, die an sich volkskundliches Interesse verdient, ist aber auch für die Hausforschung und besonders für die Bewertung der Rauchstube von Wichtigkeit. Ein Tisch im Eck und Bänke an den Wänden finden sich außer in der „Stube“ ab und zu wohl auch sonst in einer „Kuchl“ oder in der „Labm“ (als Sommertisch, weil an ihm während der heißen Sommerszeit gegessen wird). Aber das sind nur Kinder der Bequemlichkeit, des Platzmangels u. dgl. Dieser Ersatz des „Hergottswinkels“ dagegen zeigt uns, daß die Rauchstube, der wirkliche, alte Hauptraum, der „heilige Herdraum“, der eigentliche Mittelpunkt des Hauses, also ein Raum ist, der nicht mit dem zur „Kuchl“ degradierten Herdraum, des später zu besprechenden „Oberdeutschen-“ oder „Küchenstuben-Hauses“ verwechselt werden darf.

Auch eine andere volkskundlich interessante Eigentümlichkeit der Rauchstube sei im Zusammenhange damit gleich hier erwähnt: Im Sausal zum Beispiel gibt es heute nur mehr zwei Rauchstubenhäuser, eines ist ganz entlegen, das andere besser zugänglich.¹ Nun erfuhr ich, daß gerade dort die Leute zur Christenlehre zusammenkämen. Dieser Mitteilung legte ich anfänglich nur geringe Bedeutung bei; als ich aber im Murtales (bei Judenburg, wo es jetzt nur mehr sehr wenige Rauchstubenhäuser gibt) dasselbe hörte, wurde ich aufmerksamer. Vollends, als ich in Kärnten (bei Greifenburg im Drautal) erfuhr, daß sich die älteren Leute an eine einzige Rauchstube im Tale herunter erinnern, in der sie in ihrer Jugendzeit zur Christenlehre und zum Beten zusammengekommen seien. Es schien also, daß in Gegenden, in denen heute die Rauchstube ganz verschwunden ist, gerade in den wenigen oder in dem einzigen Hause, in dem sie noch besteht, wie in einem besonders ehrwürdigen Raume, die gemeinsamen Gebetstunden abgehalten würden. Ich war übrigens trotz allem noch immer geneigt, die Sache für einen Zufall zu halten, und erst ein „Vierzeiler“, den ich zuerst

¹ Haus des vulgo „Reiterer“ in der Gemeinde Höch.

in Kärnten hörte, der mir dann aber auch aus der Murecker Gegend und seither aus vielen anderen steirischen Gebieten bekannt wurde, lehrte mich, doch etwas mehr in der Sache zu sehen: Der Vierzeiler lautet:

„Wo i heint bin gwe(i)n
Geh i neamamea hi(n)
Ha(u)n miaßn Rousnkroünz betn
In der Rachstübm dri(n).“

Das scheint denn doch mehr als Zufall zu sein. Freilich liegt wohl auch noch eine andere Erklärungsmöglichkeit für den Brauch vor: die Rauchstube ist nämlich in der Regel sehr geräumig und zumal alte Rauchstuben erinnern durch ihre Größe oft mehr an eine Halle als an einen gewöhnlichen Wohnraum. So läge es nahe anzunehmen, daß man vielleicht vor allem wegen ihres großen Fassungsraumes die Rauchstuben zu so frommen Versammlungen auserwählte. Jedoch läßt sich dagegen geltend machen, daß sich die auffallenden Größendimensionen vor allem auf die Höhe der Rauchstube beziehen, während die Flächenausdehnung durch die ungeheuer große Feuerstättenanlage, die fast ein Viertel des Raumes einnimmt, beeinträchtigt wird.

Sei dem wie immer: Daß die Rauchstube keine bloße „Küche“, sondern wirklich der Mittelpunkt des Hauses, der Kern- und Hauptwohnraum ist, geht immerhin schon aus dem allen zur Genüge hervor. Noch vielmehr aber, und in unzweifelhafter Weise, wird die Stellung der Rauchstube dadurch gekennzeichnet, daß es noch heute in ganz Kärnten und Steiermark genug Rauchstubenhäuser gibt, die außer Flur und Rauchstube eben wirklich keine Wohnräume enthalten, so daß bei diesen also die Rauchstube nicht nur der Haupt-, sondern der einzige Wohnraum ist. Doch auch bei nahezu allen Rauchstubenhäusern, die heute außer der Rauchstube und dem Flur auch noch Stuben und Kammern in sich schließen, läßt sich entweder schon aus der Bauform (vgl. zum Beispiel Abbildung 22) oder durch die Nachrichten alter Leute nachweisen, daß solche Räume spätere Zubauten und daß der Kern des Wohntraktes (wobei immer von den Wirtschaftsräumen abgesehen wird) tatsächlich durch die Rauchstube und den Flur allein gebildet wird.

Das wesentliche und kennzeichnende Stück der Rauchstube ist ihre Feuerstätte. (Vgl. Abbildung 4)¹.

¹ Die Zeichnung verdanke ich der steirischen Künstlerin, Frä. Emmy Singer aus Voitsberg.

Diese Feuerstätte unterscheidet sich sowohl von dem Herd der Küche oder des Herdhauses als auch von dem Ofen der Stube. Sie ist kein bloßer Herd, denn in Verbindung mit und unmittelbar neben diesem steht in der Rauchstube stets (!) der Backofen; sie ist aber auch kein bloßer Ofen (oder Backofen), wie die Feuerstätte der Stube, denn neben diesen und in engster Verbindung mit ihm enthält die Rauch-

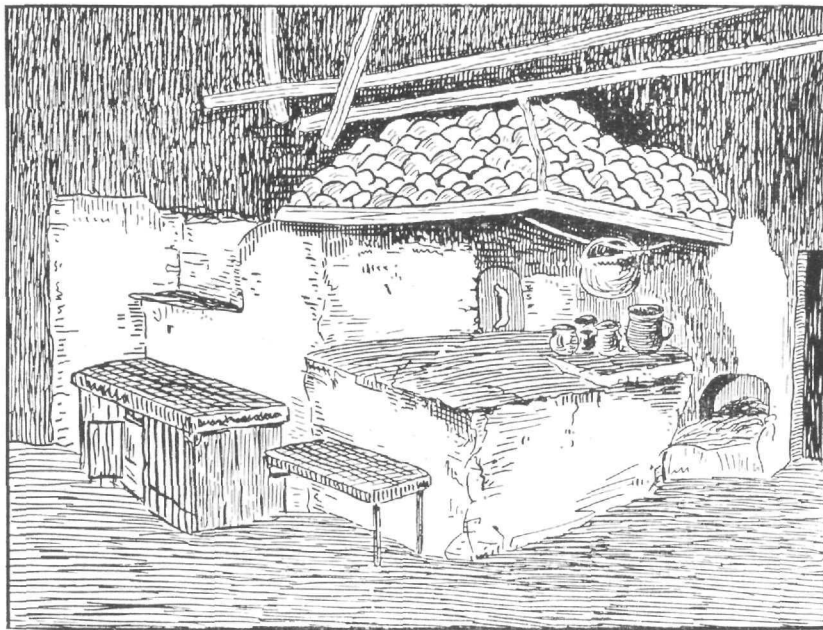


Abb. 4. Rauchstubenherd beim Pöbzhans (ober Pack).
Zeichnung von Fräulein E. Singer.

stube eben stets den Herd. Meistens sieht die Verbindung von Herd und Backofen so aus, wie sie hier in Abbildung 4 dargestellt ist. Vom gewaltigen, unmittelbar an den Herd angeschobenen Backofen, der gewöhnlich doppelt so hoch als der Herd ist, ragt über den Herd ein baldachinartiges Gewölbe herüber. Es soll den Funkenflug des Herdes vor der hölzernen Decke der Rauchstube abwehren, und ist gewöhnlich aus einem mit Lehm, zuweilen auch noch mit Steinresten verkleideten Ruten- oder Holzgeflecht hergestellt. Das Volk nennt dieses Gewölbe „Kogl“, „Himmel“, (Analogie zum Traghimmel bei Prozessionen), „Feuerhut“,

„Feuermantel“, „G'wölb“ und ähnlich. Es unterscheidet sich von dem Rauchmantel des Kamines dadurch, daß es nicht in einen Rauchschlot ausgeht. Allerdings qualmt der Rauch vom Herd aus zunächst unter diesen Baldachin; vom Baldachin aus aber kann der Rauch nicht weiter, sondern muß unter dessen Rändern heraus in die „Rauchstube“ quellen, um diese in der oben beschriebenen Weise anzufüllen. Von der Rauchstube, in der man sich also, um die Augen vor dem beißenden Qualm zu schützen, nicht stehend, sondern nur sitzend aufhalten kann,¹ sucht sich der Rauch seinen Ausweg zur Türe hinaus. Zu diesem Zwecke ist die Türe der Rauchstube meist geteilt, und zwar nicht vertikal, sondern horizontal. Die obere Hälfte steht fast immer offen. Durch sie strömt der Rauch hinaus in die „Lalm“. Aus dieser endlich, und zwar unmittelbar ober der eben erwähnten Türe führt nun ein äußerst primitiver, aus Brettern (!) zusammengenagelter trichterförmiger Rauchschlot durch den Dachraum hinaus ins Freie. Außerhalb des Daches zeigt so ein Rauchschlot entweder die übliche Form des Rauchfanges, nur daß er hier nicht aus Ziegeln, sondern eben aus Holz besteht, oder der Rauchschlot führt nur bis zum Dache, und wird dort mit einem dachfensterähnlichen Bretterdeckel abgeschlossen.

Der zweite Teil der Feuerstätte, der gemauerte Backofen, überragt den Herd, wie gesagt, gewöhnlich um das Doppelte. Er wird vom Herd aus durch eine Öffnung beschickt, die durch einen Eisendeckel verschlossen werden kann. Unter dem Backofen, manchmal auch unter dem Herd, befindet sich häufig eine, durch ein Holzgitter abgeschlossene Nische, in welcher die Hühner untergebracht sind.

Die Verbindung zwischen Herd und Backofen ist nicht in allen Rauchstuben gleich. Am öftesten sah ich die Form wie in Abbildung 4. Zuweilen aber, besonders in sehr alten Rauchstuben, besteht der Herd aus einem im Vergleich zum Backofen verschwindend kleinen gemauerten Streifen, für welchen bei den Slowenen der bezeichnende Name „zid“ (= Mäuerchen, Gesimse) gebräuchlich ist.² Einen solchen

¹ Wieviel auch hier die Gewohnheit ausmacht, zeigt dem staunenden Städter, der es nicht zwei Minuten stehend in der Rauchstube aushält, die Frau des Hauses. Ruhig und unentwegt steht sie stundenlang am Herdfeuer und wischt nur hie und da mit der Schürze die tränenden Augen.

² Murko, Mitt. d. anthrop. Ges. Wien, 36. Bd., 1906, S. 22.

Herd sah ich zum Beispiel in einer uralten (jetzt bereits umgestalteten) Rauchstube zwischen Edelschrott und St. Hemma (Weststeiermark).¹ Eine andere, sowohl in Steiermark als auch (noch häufiger) in Kärnten vorkommende Art der Verbindung von Herd und Backofen besteht darin, daß der Herd an eine Ecke des Backofens schräg angeschoben, man möchte sagen, angeklebt ist. Das, sowohl als auch die Form des „zid“ hat mich zur Vermutung gebracht, daß der Herd der Rauchstube neben dem Backofen eher der untergeordnete Teil ist. Das Übertagen des (Back-)Ofens über den Herd würde auch die Benennung des Raumes als Rauchstube erklären. Stube heißt, wie Meringer philologisch nachgewiesen hat, stets Ofenraum (italienisch: *stufa* = Ofen). Nun ist die Bezeichnung „Rauchstube“ nicht etwa eine von Gelehrten konstruierte, sondern eine volkstümliche, sehr alte Benennung, genau so wie die Wörter „Stube“, „Küche“, „Kammer“, „Gaden“, usw. In steirischen Archivalien konnte ich das Wort Rauchstube bereits bis ins Jahr 1480 zurückverfolgen. Es ist also wohl möglich, daß schon im Wort „Rauchstube“ der Hinweis auf den Ofen gelegen ist. Die Sache wird noch viel interessanter, wenn wir erfahren, daß ein Raum mit ähnlicher Feuerstätte in Norwegen „rökstuga“ (also wörtlich „Rauchstube“) heißt.²

Ober der Feuerstätte hängt von der Decke herab ein Stangengerüst („Spanäs“ oder „Widäs“ genannt), welches zum Trocknen der Kienspäne, ab und zu auch zum Selchen des Fleisches, und wenn sich's gerade gibt, auch zum Trocknen und - Selchen der nassen Kleidungsstücke dient. Die Decke selbst ist fast immer aus Holzbrettern und Leisten gefügt und wie die Stubendecke durch einen mächtigen „Trambam“ gestützt. Doch kommen auch ganz gemauerte Rauchstuben vor. An Höhe überragt die Rauchstube die übrigen Wohnräume des Hauses. Dies ist wegen des sich ansammelnden und tief herabsenkenden Rauches nötig und wird dadurch erreicht, daß die Decke entweder höher gelegt wird, als die der benachbarten Räume, oder daß man in die Rauchstube über ein paar Stufen hinabsteigen muß, wie ich das in der östlichen Mittelsteiermark (bei Jagerberg nördlich von Mureck) gefunden habe. Zum Unterschied vom Herdraume in Sennhütten, oder

¹ v. Geramb, „Wörter und Sachen“, 1911, S. 14, Abb. 15 nach Zeichnung des Frl. E. Singer.

² Sieh Axel Nilson, „Führer durch das Museum in Skansen“ (bei Stockholm), 1908, S. 72/73.

von der Küche im Zipser, Siebenbürger und bosnischen Haus, die häufig unmittelbar in den Dachraum übergeht, hat jedoch die Rauchstube stets eine eigene Decke. Auch das spricht für den höheren Rang, den sie, ähnlich wie die Stube, unter den Raumarten des volkstümlichen Hauses einnimmt. Der Boden der Rauchstube besteht häufig ganz aus gestampftem Lehm. Sonst ist in der Regel wenigstens der Teil des Bodens, der den Herd umgibt, aus Lehm oder mit Steinplatten, hie und da auch mit Backsteinen (Katzenköpfen) gepflastert. Seltener besteht der Boden der Rauchstube ganz aus Brettern.

Die Fenster der Rauchstube sind in der Regel sehr klein. (Vgl. Abbildung 17.) Die Rauchstuben- und Stubenwände der älteren steirischen Bauernhäuser wurden nahezu überall aus übereinandergelegten, behauenen Blockbalken errichtet. In zwei solche übereinanderliegende Blockbalken wurden nun die Fenster derart eingeschnitten, daß man den obenliegenden Balken in der unteren, den untenliegenden Balken in der oberen Hälfte ausschneidet, wodurch ein Fenster entstand, das im Gevierte nur die Größe des Balkendurchmessers haben kann. (S. Abbildung 17.) So müssen wir uns die Fenster der alten Germanen vorstellen, möglicherweise mit dem Unterschied, daß sie bei diesen nicht eckig, sondern rund ausgeschnitten waren. Dadurch erklären sich auch die schönen altgotischen Bezeichnungen für Fenster: „Windauge“ und „Augentüre“¹. Das große viereckige Fenster lernten die Germanen samt dem Namen (lat. *fenestra*) bekanntlich erst durch die Römer kennen. Die Außenwände der Rauchstube besitzen meistens je fünf solche Fenster: je drei davon sind in einer unteren, je zwei darüber in einer etwas höheren Reihe angeordnet. Verschallt werden diese Lichtöffnungen mit Glastafeln, die häufig in horizontal verschiebbare Rahmen eingelassen sind, ab und zu jedoch auch mit der abgezogenen Haut eines Kuhmagens, „Schlemm“ genannt.²

Backofen, Herd und Feuerhut, Tisch und Bänke sind also die wesentlichen Einrichtungsstücke der Rauchstube. Dazu kommt meistens der Hühnerstall, ein „Saukessel“ (zur Bereitung des Schweinefutters), ab und zu auch ein „Schnaps-

¹ Meringer in seinem vorzüglichem Büchlein „Das deutsche Haus und sein Hausrat“ (in der wohlfeilen Sammlung: „Natur- und Geisteswelt“, 116. Bdchn.).

² Vgl. K. Rhamm, a. a. O., S. 83?

kessel“, ein oder mehrere Betten, eine Wiege, Truhen und ein Gestell für Schüsseln, „Schüsselkorb“ oder „Schüsselrem“. Auf dem Herd steht meist ein „Dreifuß“. (Eisen- gestell mit drei Füßen zum Draufstellen von Töpfen und Pfannen) und ein „Pfannhaber“ oder „Pfannhauser“ (Pfannen- hälter). Nur sehr selten findet man jedoch in der Rauch- stube den später zu besprechenden „Feuerbock“¹. Ober dem Herdfeuer hängt in der Regel ein großer eiserner Kessel. Ein Arm mit Ketten hält ihn. („Kesselreit“ oder „Kessel- schwing“). Der Arm selbst ist häufig um eine neben dem Herd in den Boden gerammte, senkrechte Stange drehbar. Ab und zu findet sich auch eine Handmühle in der Rauch- stube vor. Eine unendliche Vollkommenheit, der man die vielhundertjährige Erprobtheit ansieht, ist all diesem Hausrat in hohem Maße eigen.

4 Was nun die Verbreitung der Rauchstube anbelangt, so kommt sie heute nur in Kärnten und Steiermark und in dem nordöstlich angrenzenden Teil von Österreich unter der Enns („Bucklige Welt“) vor. Mit Ausnahme der noch nicht ganz geklärten Nachrichten aus Norwegen und einer unsicheren Mitteilung aus dem Gebiete der Tschitschmanen (im nördlichen Ungarn an der galizischen Grenze) ist uns nirgends etwas über die Rauchstube bekannt. Die von Dachler herausgegebene Hausformenkarte² nennt auch Bosnien, Galizien und die Bukowina „Rauchstubegebiete“. Es ist dies jedoch unrichtig. In Bosnien gibt es überhaupt keine ähnlichen Räume und im Osten der Monarchie sind es die Herdofenhäuser, die Dachler mit der Rauchstube verwechselt hat. Auch die Bezeichnung „Rauchstube“ (bezw. ihre Übersetzung) ist in den genannten Gegenden unbekannt. Mit Sicherheit ist die „Rauch- stube“ nur bei den Deutschen Steiermarks und Kärntens nach- gewiesen. Wie Murko dargetan hat, reicht sie nur in Grenz- gebieten in die slowenische Siedlungsfläche hinein. Die

¹ Meringer sah in keiner Rauchstube einen „Feuerbock“, ich nur in zwei, die aber Bauernwirthshäusern angehörten. Über alle Haus- geräte hat Meringer sowohl in dem früher genannten Büchlein als auch in seinen „Studien zur germanischen Volkskunde“ (in den Mitt. d. Wiener anthrop. Ges.) hochinteressante Zusammenhänge erschlossen. Er setzt diese Arbeiten in der kulturhistorischen Zeitschrift „Wörter und Sachen“ fort. Alle diese Arbeiten, die für jeden Fachmann unentbehrlich, aber auch für jeden gebildeten Laien von größtem Interesse sind, befinden sich auch in unserer Joanneums-Bibliothek.

² „Karte der österr. Bauernhausformen“, Wien 1909, als Supplement zur Zts. f. österr. Volkskunde.

Slowenen nennen die Rauchstube „dimnica“ = die Rauchende. In Steiermark findet man sie nur im Sann-, Mürz- und Ennstal nicht. Im Sanntal ist sie bisher überhaupt für keine Zeit nachzuweisen, im Mürztal herrschte sie noch vor 80 Jahren, im Ennstal wird sie noch im Jahre 1588¹ erwähnt. Zweifelhafte Spuren glaube ich allenfalls bei Döllach (südlich von Liezen) und in Au (bei Gaishorn) gefunden zu haben. Dagegen zählte ich im oberen Murtal bis Unzmarkt etwa 20—30%, im Murtal zwischen Unzmarkt und St. Michael und in den Seitentälern etwa 1—10%, in der Weststeiermark etwa 50—90%, in der Oststeiermark etwa 30—40%, (im obersten Raabthale 90%) in der übrigen Mittelsteiermark und im Bacher 20—40% aller Häuser als Rauchstubenhäuser. Rein erhalten, das heißt im wesentlichen nur aus Rauchstube und Lab'm bestehend, sind unter den genannten Rauchstubenhäusern abermals ungefähr 20%. Bei allen andern hat die „oberdeutsche“ Ofenstube, (in diesem Falle von der Rauchstube streng als „Kachelstube“) unter- verschieden, in der Form eines Zubaues Eingang gefunden. Einem oft begnetem Irrtum möchte ich hier noch entgegen- treten: Die Rauchstube ist durchaus nicht auf primitive oder sehr ärmliche Bauernhöfe beschränkt. Es gibt sehr große und reiche Bauernhöfe (vgl. Abbildungen 14 und 20) mit Rauchstuben. Ebenso ist die äußere Gestalt des Hauses für das Vorkommen der Rauchstube ganz gleichgiltig. Sie kommt in schmal- und breitgiebligen, gemauerten und hölzernen Häusern vor, wie wir noch sehen werden. Mit einem Wort, sie ist ein alter, bodenständiger Typus, der, wie ich aus zahlreichen Archivalien nachweisen konnte, vor 100 Jahren noch fast ganz Steiermark nahezu allein beherrschte.

5. Das **Küchenstubenhaus**. Heute stellt die weitaus verbreitetste Type das „Küchenstubenhaus“ oder — wie Meringer es nennt — das „oberdeutsche“ Haus dar. Es ist dadurch gekennzeichnet, daß es außer dem Herdraume (Küche) auch noch einen zweiten heizbaren Raum, die Stube mit dem Ofen, enthält. Dabei ist es für das Wesen dieser Type ganz gleichgiltig, ob im Wohntrakte des betreffenden Hauses nur Stube und Küche oder ob daneben auch der Flur

¹ Schönbach-Bischoff, „Steir. Weistümer“ (1881), S. 49: „Der Burgfried zu Gstatt geht . . . mitten durch des Pirchers Haus, alldo die Rauchstuben im purkfrid und die khachlstuben im land- gericht ligt . . .“

und eine Anzahl von Kammern oder noch mehreren Stuben enthalten sind. Die „Quantität“, das heißt die reichere oder ärmere Ausgestaltung des Hauses, ist sowohl hier als auch beim Rauchstubenhaus für das Typische ganz belanglos. Es gibt in Steiermark „Küchenstubenhäuser“ von der einfachsten Grundform (Abbildung 5) bis zur reichsten Ausgestaltung. Solche Unterschiede können höchstens Untertypen genannt werden, auch ist die eine oder die andere davon möglicherweise für eine Gegend bezeichnend, als Haupttypen aber dürfen sie nicht bezeichnet werden. Meringer hat sie je nach der Lage, welche der „Flur“ zu Küche und Stube einnimmt, als Seiten-, Mittel-, Eck- und Mittelküchen-Flurhäuser unterschieden und je nach der Anzahl der Raumarten (Küche, Stube, Flur und Kammer) als

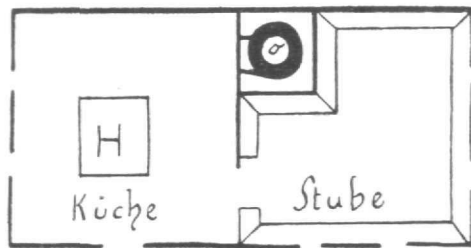


Abb. 5. Grundform des „oberdeutschen“ oder „Küchenstubenhauses“.

zweielementig (bloß Küche und Stube), dreielementig (Küche, Stube und Flur) und vierelementig (Küche, Stube, Flur und unheizbare Kammer) unterschieden. Es hat dies den Vorteil, daß man in fachlichen Arbeiten durch wenig Worte ein Haus möglichst scharf bezeichnen kann (zum Beispiel „vierelementiges Seitenflurhaus“). In Steiermark kommen alle diese Formen vor, mehrere oft davon in einer einzigen Gemeinde. Daraus allein schon ersieht man, daß diese Verschiedenheiten nicht so große Bedeutung haben können wie zum Beispiel der Unterschied zwischen Rauchstuben- und Küchenstubenhaus. Sehen wir uns zunächst wieder ein solches Küchenstubenhaus in seiner älteren, echten Gestalt an. Einzelheiten zu besprechen ist später Gelegenheit, wenn wir die verschiedenen Gegenden der Steiermark auf das Haus hin ansehen werden. Am seltensten findet sich die ganz einfache Type (Abbildung 5) in Steiermark, obwohl sie die Grundform des „Küchenstubenhauses“ genannt werden muß. Daß sie dies

ist, geht daraus hervor, daß einerseits die beiden wichtigsten Elemente (Küche und Stube) in ihr enthalten sind und andererseits gerade diese einfache Form dort in ihrer größten Reinheit erhalten ist, wohin sich das „oberdeutsche Küchenstubenhaus“ am spätesten verbreitet hat. In diesen Grenzländern seines Verbreitungsgebietes (in Bosnien, in der Zips und im Burzenlande Siebenbürgens) zeigt es heute noch seine alte Form: eine Küche mit offenem Herd, die ohne eigene Decke in den Dachraum übergeht und eine Stube mit Ofen und eigener Decke, wie eine Schachtel in dieses ganze Haus hineingestellt.¹ In dieser Form kommt es in Steiermark nur mehr sehr selten vor. Sehr klar ausgeprägt fand sie immerhin noch zum Beispiel Meringer in der Gemeinde Mürzzuschlag am Wege nach Kapellen² in einem Holzknechtshäuschen. Gewöhnlich hat aber heute die steirische Küche schon ihre eigene Decke, und in den weitaus meisten Fällen ist hierzulande neben der Küche und Stube auch noch ein eigener Flur vorhanden.³ Der Flur bietet gewöhnlich nichts Bemerkenswertes. Er ist immer noch das „Vorhaus“ (wie beim Rauchstubenhaus). Eine Treppe führt von ihm aus gewöhnlich in den Dachraum, eine andere in den Kellerraum. Von Einrichtungsstücken stehen im Flur gewöhnlich nur einige Truhen und Kästen, manchmal auch ein „Sommertisch“. Wenn es nicht ein Eckflurhaus oder Mittelküchenflurhaus ist, bei denen der Flur geteilt und bedeutend kleiner erscheint, so unterscheidet sich der Flur des Küchenstubenhauses meistens gar nicht von dem des Rauchstubenhauses. Höchstens, daß er weniger breit ist als der des letzteren.

Dagegen ist die Küche des „Küchenstubenhauses“ auch dort, wo sie sich noch als Rauchküche erhalten hat, etwas ganz anderes als die „Rauchstube“, und die echte Küche des „oberdeutschen“ Hauses ist ja die Rauchküche mit dem „offenen“ Herd. Der geschlossene Sparherd, der eigentlich gar kein Herd, sondern streng genommen ein Ofen

¹ Vgl. darüber Meringer, „Das bosnische Haus“ in Sitzg.-Berichten d. kais. Akad. d. Wissenschaft in Wien, phil.-hist. Kl., 144 Bd., 1901, S. 19 ff. K. Fuchs, „Das deutsche Haus im Zipser Oberlande“, Mitt. d. anthrop. Ges. Wien, Bd. 29, 1899, S. 27. J. R. Bünker, „Das siebenbürg.-sächs. Haus“ in d. Mitt. d. anthrop. Ges. Wien, 29. Bd., 1899, S. 192 ff.

² Meringer, Mitt. der anthrop. Ges. Wien 1893, S. 143.

³ Nur aus Küche und Stube bestehende Häuser fand ich in Steiermark z. B. in Walddorf (zwischen Tal und Plankenwart) b. Graz und mehrfach in Winzerhäuschen bei Ligist und Hollenegg.

ist, hat ja in das Bauernhaus erst sehr spät Eingang gefunden.

Der große typische Unterschied zwischen der Rauchstube und der Rauchküche besteht aber darin, daß die erstere nicht nur Küche, sondern auch der Hauptwohnraum ist, der die eigentümliche Verbindung von Herd und Backofen und den Tisch im Winkel enthält, während die Rauchküche eben bloß Küche ist, die nichts anderes als den Herd allein in sich schließen muß. Viel öfter als die Rauchstube ist die Rauchküche gemauert, der „Feuerhut“ ober dem Herd ist daher bei ihr nicht so typisch als bei der Rauchstube.

Viel häufiger als in der Rauchstube findet sich unter den Herdgeräten der Rauchküche der „Feuerbock“, auch „Fuiaross“ und ähnlich genannt (Abbildung 6). Dieses inter-

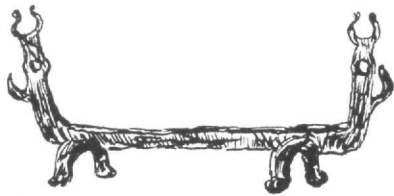


Abb. 6. Ein Feuerbock.

essante Gerät hat ein viel respektableres Alter, als man ihm zutrauen möchte;¹ es fand sich in nahezu ganz gleicher Gestalt nicht nur bei römischen, sondern auch bei prähistorischen Ausgrabungen sowohl in Hallstatt als auch in Etrurien. Es dient vor allem dazu, daß auf seine Querstange schräg die Holzscheite gelegt werden, um den nötigen Luftzutritt unter die Scheite zu ermöglichen. Ferner hatte aber der Feuerbock noch einen anderen Zweck. Es wurden nämlich zwei hintereinander aufgestellt und in die hackenförmigen Enden der Bratspieß gelegt. Unser Joanneum (Kulturhistorisches Museum, II. Stock, Raum 33) zeigt mehrere interessante Exemplare. Dort sieht man die komplizierte Form eines „Bratbraters“ (bei dem der Bratspieß durch die aufsteigende Wärme, welche ein schirmartiges Dach bewegt, mittelst eines mannigfaltigen Rädereystems getrieben wird). Die übrigen Herdgeräte: Kessel, Dreifuß, Pfannhaber und ähnliche, gleichen denen der Rauchstube. Auch der „Saukessel“ und manchmal eine Handmühle, zuweilen wohl auch einen Trog mit einmündender Brunnenleitung findet man in der Rauchküche. Ihre Decke und ihre Wände sind ebenso rußgeschwärzt wie die der Rauchstube, auch die „Widåsn“ oder „Spanåsn“ fehlen selten.

¹ Vgl. darüber bes. R. Meringer, Mitt. d. anthr. Ges., 21. Bd., S. 132 ff.

Ein ganz anderes Bild hingegen gewährt die „Stube“. Wenn Rauchstube und Rauchküche (namentlich die letztere, weil sie gar keine Attribute des Wohnzimmers enthält) oft förmlich an eine rauchige, prähistorische Höhlenwohnung oder an die wilde Romantik irgendeiner Hexenhöhle gemahnen, so tritt uns in der Stube sofort das trauliche Bild der mittelalterlichen Wohnweise mit Holztafelung und behaglichem Kachelofen und mit dem feinen Geruche, der alten, wurmstichigen Holzwänden eigen ist, vor die Seele. Körperlich äußert sich freilich der Geruch in Bauernstuben häufig in nicht so angenehmer Art. Allein, daß wir es mit einer Form zu tun haben, die in der Entwicklungsreihe der volkstümlichen Wohnweisen die höchste Stufe einnimmt, das wird einem beim Vergleiche der einfachsten Bauernstube mit der „Rauchstube“ oder „Rauchküche“ ohne weiteres klar.

Vor allem fällt die absolute Rauchfreiheit des Raumes auf. Das ist ein Vorzug der Stube, der auch für diejenigen Bauernhäuser gilt, in denen nicht gerade besondere Reinlichkeit zu Hause ist. Wo dies aber der Fall ist — es ist gegendweise sehr verschieden — da muß eine solche blank gescheuerte, behaglich geheizte Bauernstube mit dem gemütlichen Kachelofen und dem schweren Ecktische an Annehmlichkeit als auch an natürlicher Schönheit unbedingt nicht nur jeder anderen bauerlichen Raumart, sondern selbst dem Durchschnittswohnzimmer der Stadt weit vorgezogen werden. Zu solcher Höhe bringt die Stube niemand anderer als ihr eigentliches Kennzeichen, der Ofen. Welche Bedeutung der Ofen im gesamten Gemütsleben des deutschen Volkes einnimmt, davon zeugen eine reiche Anzahl von Märlein, Sprichwörtern, Schnurren und eine Unmenge von abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, die mit diesem „traulichem Gesellen“ im Zusammenhange stehen.¹

Mehr als das dürfte jedoch den Historiker die Geschichte des Ofens fesseln.² Es sei betont, daß die Geschichte des Kachelofens weder lückenlos aufgeheilt noch auch einhellig

¹ Vgl. z. B. Wuttke, „Deutscher Volksaberglaube“ unter Ofen.

² Vgl. darüber bes. Meringer, „Zur Geschichte des Kachelofens“, Mitt. d. anthrop. Ges. in Wien, 27. Bd., 1897, S. 225 ff. Eine vielfach andere Ansicht als Meringer vertritt Rhamm in seinem öfter genannten Werke und wieder eine andere Dachler, der in neuester Zeit eine Arbeit „Zur Geschichte der Heizung im Bauernhause, — das Wort Stube“ (Zeitschr. f. öster. Volksk., 17. Bd., 1911, S. 37 ff.) schrieb, der ich mich jedoch ganz und gar nicht anschließen vermag.

aufgezeichnet ist. Die Meinungen über seine Herkunft sind recht verschieden und damit natürlicherweise auch die Meinungen über die Herkunft der „Stube“. Ohne uns auf eine Kritik dieser Meinungen einlassen zu können, wollen wir — hauptsächlich Meringers Forschungen folgend — nur kurz das Wichtigste darüber mitteilen.

Wir haben vor allem zweierlei Öfen zu unterscheiden. Die eine Art sind die technischen Öfen: also Schmelzöfen, Backöfen u. dgl. Diese sind wohl uralt. Schon die Bibel spricht bekanntlich von den Jünglingen im „Feuerofen“. Sowohl der Orient als auch Griechenland und Rom kannten solche Öfen. Die Griechen verehrten eine eigene Ofengöttin „Fornax“. So ein technischer Ofen ist ein Ding für sich, kann an jedem beliebigen Orte aufgestellt werden und muß gar nicht mit einem Wohnraume in Zusammenhang stehen.

Für die Geschichte der Wohnung kommt also zunächst nur die andere Art von Öfen, nämlich der „Stubenofen“ in Betracht. Dieser verfolgt ursprünglich gar keinen anderen Zweck als den, die „Stube“ zu erwärmen. Uns kommt dies recht einleuchtend und selbstverständlich vor. Aber es war ein genialer Gedanke, einen Ofen, den man bisher zu nichts anderem als zu technischen Zwecken verwendete, in einen Wohnraum zu stellen, nur um endlich das zu finden, was der Mensch unserer Zonen heute überhaupt nicht mehr entbehren kann, einen rauchlosen und trotzdem geheizten Wohnraum. Wer je ein Krankenlager in einer „Rauchstube“ gesehen hat, der wird der geradezu unwälbenden Bedeutung, die der „Stubenofen“ in der Entwicklung der menschlichen Wohnung besitzt, eher gerecht werden können. Wie genial die „Idee“ des Stubenofens war, beweist die Tatsache, daß die Meister der Wohnbaukunst, die Römer, nicht daraufgekommen sind. Wohl berichtet Horaz, daß an kalten Wintertagen Taugenichtse und Lungerer in den Backräumen der Stadt sich erwärmten, woraus man ersehen kann, wie nahe schon für die Römer der Gedanke gelegen sein konnte, einen Ofen zum Heizen eines Raumes zu verwenden. Dennoch sind sie nicht auf ihn gekommen. Sie ersannen vielmehr die überaus komplizierte Vorrichtung der Warmluftheizung, des „Hypokaustums“. Das konnten sich natürlich nur Vornehme leisten. Nicht eine einzige Nachricht sagt uns jedoch, daß die Römer den Stubenofen gekannt hätten. Dieser tritt uns vielmehr erst in der Völkerwanderungszeit, und zwar bei den Langobarden in

Oberitalien entgegen. In den Gesetzen der Könige Grimoald oder Liutprand¹ wird unter anderem eine Löhnungstaxe für die Baumeister und Hafner aufgestellt und darinnen auch die Löhnung für die Errichtung von Kachelöfen in verschiedenen Größen festgesetzt. Die Kachelöfen, welche in diesen, von der neueren Forschung in die Zeit um die Wende des 7. und 8. Jahrhunderts verlegten Gesetzen genannt werden, waren keine technischen Öfen, sondern dienten zur Erwärmung eines Wohnraumes, der „pialis“ genannt wird. Dieses „pialis“ ist nichts anderes als das neuhochdeutsche „Pfiessel“, ein Wort, welches im nördlichen Deutschland noch heute als Bezeichnung für Stube verwendet wird und sich auch in unseren Gegenden als fachtechnischer Ausdruck für die Dörrstuben, zum Beispiel der Ausseer Salzsudwerke, erhalten hat. Im Mittelalter kommt das Wort häufig in der Bedeutung „Stube“ vor. Die große Frage, woher nun die Langobarden den „Pfiessel“ mit dem Kachelofen hatten, ist jedoch wohl noch nicht gelöst. Die Technik, aus Kacheln ein Gewölbe zu bauen, stammt allerdings von den Römern, welche sie wieder von den Griechen, so wie diese aus dem Orient hatten. Sehr interessant ist es, daß Delitzsch bei den Ausgrabungen in Ninive Kacheln fand, die genau die Form unserer steirischen Ofenkacheln zeigen, die aber dort freilich zu ganz anderen Zwecken dienten. Sie wurden in die Gebäudemauern eingelassen, ganz wie unsere steirischen Kacheln in das Lehmgewölbe des Ofens, so daß nur die rundbucklige Oberfläche herausragte. Auf dieser Oberfläche waren nun in Ninive Urkunden eingeschrieben.² Bis in unsere Zeit haben sich ferner in Deutschland und Ungarn römische Töpferöfen erhalten. Die Töpfe, die es zu brennen galt, wurden bei diesen ineinandergesteckt und aus den so entstehenden Reihen entweder halbtönenförmige Gewölbe oder spiralisch aufsteigende Kuppeln geformt, in denen das Feuer zum Härten der Tongefäße entzündet wurde. Die Technik, aus Kacheln Gewölbe und sogar auch Öfen zu bilden, scheinen also die Langobarden wohl von den Römern

¹ Monumenta Germaniae, leges tomus IV. Übersetzt lautet die betreffende Stelle: Wenn einer einen Ofen aus Kacheln im Pfiessel baut und er verwendet dazu 250 Kacheln, so soll er dafür eine „Tremisse“ erhalten, braucht er 500 Kacheln, soll er 2 Tremissen erhalten usw.

² Vgl. „Assur“ von Fr. Delitzsch, in „Über Land und Meer“, Bd. 101, 1909, Nr. 26.

gelernt zu haben. Die Idee jedoch, einen solchen Ofen zum Wärmen eines Raumes zu verwenden, haben die Langobarden nicht von den Römern gelernt. Es ist also sehr richtig, wenn Meringer meint: Vorderhand müssen wir sagen, daß unser Kachelofen auf der „Berührungsfläche von Römern und Germanen“ entstanden ist. Sehr interessant wäre es nun zu erfahren, ob die Langobarden die Idee, den Ofen zum Wärmen eines Raumes zu verwenden, aus ihrer germanischen Heimat mitgebracht haben. Rhamm berichtet uns in eingehender Weise über altslawische und altfinnische „Rauchöfen“, die er in sehr früher Zeit bei den Finnen und im „nordeuropäischen Waldgürtel“ nachzuweisen sucht. Zu den Norwegern aber kommen solche „Rauchöfen“ nach einer Nachricht bei Snorre Sturleson erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts unter König Olaf Kyrae,¹ also in einer viel späteren Zeit, als die Langobarden nach Oberitalien. Immerhin sind das Dinge, die ich mir mit meinen bisherigen Kenntnissen nicht zu entscheiden wage, so daß ich die Frage, ob die Langobarden nicht schon aus dem Norden eine Art Wohnraumofen mitgebracht und diesen dann in der Berührungsfläche mit der römischen Kultur zu unserem Kachelofen umgestaltet haben, hier unbeantwortet lassen muß. In unseren Gebieten begegnet die Stube und der Ofen urkundlich erst im zwölften Jahrhundert. Ich führe einige frühe Beispiele für Steiermark und die nächste Umgebung an:

Am 22. August 1147 tauschten Reun und Lamprecht Güter,² wobei Reun unter anderen einen Besitz bei Neunkirchen (Niederösterreich), bestehend aus hölzernen Gebäuden (edificiis ligneis), nämlich: cellario (Keller), caminata super edificata (einen darüber gebauten Kaminraum oder vielleicht einfach Keminde, Gemach, Kammer), granario (Scheune), stupa (Stube) et equorum stabulo (und Pferdestall) bekommt. Da „stupa“ hier getrennt steht, so vermute ich, daß damit die sehr alte Bedeutung „Badstube“ gemeint ist, was ein Beweis für Meringers Ansicht wäre, der die „Stube“ aus der „Badstube“ entstanden sein läßt. — In einer Urkunde von 1159 wird dann dieselbe „Stube“ wieder erwähnt. — Eine Urkunde vom 24. Februar 1234 ist: „Gegeben in castro

¹ Vgl. darüber Oscar Montelius „Zur ältesten Geschichte des Wohnhauses in Europa, speziell im Norden“. Archiv f. Anthropologie, 23. Bd., Braunschweig 1895, S. 456.

² v. Zahn, Urkundenbuch, I. Bd., S. 275.

Gonuviz, in stupa domini Ortolfi“. (Hier also ist bestimmt schon der Wohnraum gemeint.) Es ist bezeichnend, daß es an ähnlicher Stelle im südlichen Gebiete, wo heute noch das Kaminhaus herrscht, in einer Urkunde vom 24. Oktober 1214 heißt: „Gegeben in Manzano, in caminata patriarchali“ . . . 1308 wird eine stupa zu Schladming, 1311 eine Badstube (stuba balnearum) in Pettau und 1315 in Judenburg genannt. 1333 begegnet uns eine hauskundlich besonders interessante Urkunde: Da verkauft ein Bürger zu Oberwölz dem Bischof Konrad von Freising Haus und Hof, darunter „deu Hofstat mit dem pachoven und den stuben, deu zu dem pachoven gehöert und deu vor meinem Haus ze nächst gelegist“ . . . Damals bestanden also (wie dies in Tirol noch heute vorkommt), eigene Backofenstuben, die in einem gesonderten Häuschen der Hofstätte enthalten waren. 1343 wird eine stupa in Graz genannt, und schon 1313 begegnet uns ein eigener „stubenhaiczer“.

Aus dem allen ergibt sich wohl das eine sicher, daß die Ofenstube und die Rauchstube nicht nur zwei grundverschiedene Dinge sind, sondern daß diese Grundverschiedenheit auch in uralte Zeit zurückgeht. Während man heute im ganzen deutschen Reiche und im übrigen Österreich-Ungarn nahezu nur mehr das zweifeurige oder „oberdeutsche“¹ Haus kennt, hat sich gerade in Kärnten und Steiermark neben dieser Form auch das Rauchstubenhaus erhalten. Welch scharfes Licht dies nicht nur auf das Alter der Besiedlung, sondern vor allem auch auf die kulturelle Stellung unseres Heimatlandes wirft, auf seine tiefe Abgeschlossenheit vom großen Weltverkehr, auf seine Armut, zu der es als Grenzmark gegen alle Anstürme von Osten her, verurteilt war — das wird nun wohl kein heimischer Historiker mehr ableugnen können. Und um dies gleich hier bei dieser Gelegenheit ein für allemal zu betonen: Wenn es je dazu kommt, daß aus volkskundlichen, musealen Gründen — was sehr erfreulich wäre — irgendwo Typen von steirischen Bauernhäusern aufgestellt würden, so müßten vor allem diese zwei Typen in Betracht gezogen werden. Und da das Küchenstubenhaus nicht nur in Steiermark, sondern nahezu überall in Mitteleuropa zu finden ist, so müßte, wenn

¹ „Oberdeutsch“ hat es Meringer genannt, weil es sich in dieser Form zuerst in oberdeutschen Gebieten und weil sich seine Verbreitung von diesen Gebieten ausgehend, nachweisen läßt.

zwischen den beiden Typen für Steiermark die Wahl wäre, meines Erachtens folgerichtig zuerst auf den Typus des Rauchstubenhauses gegriffen werden.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir nun zur „Kachelstube“ des steirischen Bauernhauses zurück. Sie ist kurz folgendermaßen zu beschreiben: In dem Winkel, welcher den beiden mit Fenstern ausgestatteten Wänden gegenüberliegt, steht der „Kachelofen“. Ich habe ihn in Steiermark fast immer als wirklichen Kachelofen, selten als gewölbten, gemauerten Ofen gesehen. Einen gemauerten

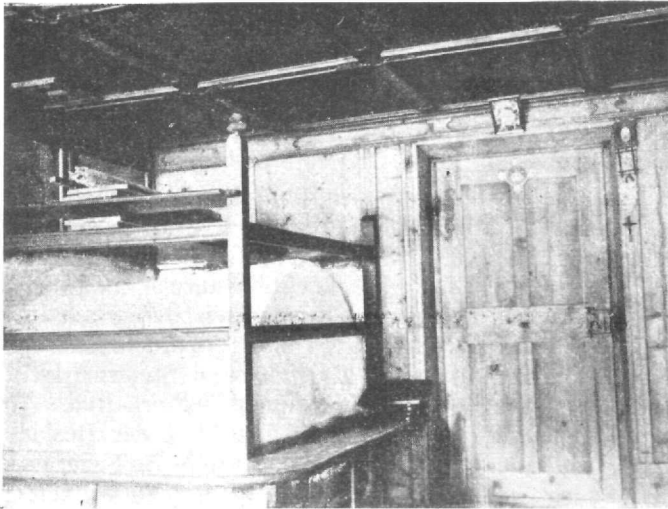


Abb. 7. Gemauerter Stubenofen mit „Ofenglander“.

Ofen zeigt zum Beispiel Abbildung 7; seltener findet man in steirischen Bauernhäusern ornamentierte Kacheln (zum Beispiel Abbildung 11). Um den Ofen und nahezu ringsum längs aller Wände läuft die Bank. Über den Ofen ragt häufig das Stangengerüst zum Trocknen der Wäsche und Kleider, das den Namen „Ofenglanda“ führt. (Abbildung 7.) Die Bauart des Ofens selbst ist in der Regel folgende: Über einem gemauerten niederen Sockel ist ein aus Lehm gebildetes, tonnen- oder kuppelförmiges Gewölbe aufgestellt. In dieses Gewölbe werden mehr oder minder knapp nebeneinander die Kacheln eingesetzt. Die Kacheln bestehen in der Regel aus einem geschweiften Halsteil und einem kuppel-

gebauchten Kopfteil. Der Hals wird in die Lehmhülle des Ofens eingelassen, so daß nur der gewölbte Kopfteil, der oft grün glasiert ist, herausblickt. Übrigens sind die Kacheln sehr verschieden. Die hier beschriebene Form ist in Steiermark am meisten gebräuchlich. Daneben gibt es aber noch eckige und flache Kacheln (ähnlich wie bei den städtischen Zimmeröfen) und auch „Topfkacheln“, die in der Art eines Blumentopfes, jedoch nicht zylindrisch, sondern vierkantig, geformt sind. Diese Topfkacheln sind in der Regel sehr alt und verleihen dem Ofen eine in lauter kleine Hohlräume aufgelöste Außenseite.

In der dem Ofen gegenüberliegenden Ecke der Stube steht der schwere, vierschrötige Tisch, ober ihm befindet sich das schon oben (bei Besprechung der Rauchstube) geschilderte „Herrgottswinkel“. Die Fenster der Stube besitzen selten die kleine aber ursprüngliche Form, die wir bei der Rauchstube gesehen haben, sondern meist schon eine vergrößerte Gestalt. Die Stube ist stets mit einer eigenen, sehr häufig getäfelten Decke ausgestattet. Mitten durch diese zieht der stützende „Trambam“, der oft mit Jahreszahlen und hübschen Zimmermannsrosetten (in Kerbschnitt) geziert ist.¹

* * *

Damit wäre das Wesentlichste, was über die in Steiermark vorkommenden Typen des volkstümlichen Wohnhauses zu sagen ist, nicht erschöpft, aber doch wenigstens angedeutet. Wer sich näher über Einzelheiten, vor allem auch über volkstümliche Benennung der einzelnen Wohnräume und des Hausrates und über die zahllosen volkstümlich außerordentlich interessanten religiösen und abergläubischen Dinge und Meinungen unterrichten will, die sich mit jedem Winkel, mit jeder Dachsparre und jedem Balken, und überhaupt mit allem, was in und um das Bauernhaus ist, verbinden, der wird in der oben angeführten Literatur viel finden können. Viel, aber nicht alles; denn alles ist noch lange nicht erforscht und niedergeschrieben. Und hier an dieser Stelle sei es mir gestattet, namentlich an unsere steirischen Historiker, die dringende Bitte zu richten, bei ihren urkundlichen und sonstigen archivalischen Studien in

¹ Über die sonstigen Einrichtungsstücke und Geräte von Stube und Küche und deren Geschichte vgl. besonders Meringers schon genanntes Büchlein „Das deutsche Haus und sein Hausrat“.

Akten, Weistümern, Gerichtsprotokollen, Verlassenschafts-inventaren, Rechnungen und dergleichen auf alle derartige Dinge zu achten und nichts für unbedeutend zu halten. Hier muß jede Mitteilung mit größtem Danke entgegen-genommen werden. Leider lassen die Sachregister in den meisten einschlägigen historischen Veröffentlichungen sehr viel zu wünschen übrig. Man hat darin wohl rechts- und wirtschaftsgeschichtliche Dinge sehr genau berücksichtigt, aber kaum daran gedacht, daß auch alle hauskundlichen „Sachen“ und deren Benennungen einmal gesucht sein würden. Mit dem alten Bildermaterial (Ortsbilder und dergleichen) läßt sich für die Hausforschung nicht eben sehr viel anfangen; das wichtige historische Aktenmaterial ist jedoch nahezu noch gänzlich unerforscht. Und nur von diesem sind die endgültigen Lösungen so vieler und gerade der wichtigsten hauskundlichen Fragen zu erwarten.

Hofformen in Steiermark.

Auf das innigste, häufig auch durch ein gemeinsames Dach, ist mit dem bäuerlichen Wohnhaus alles das verbunden, was man meistens unter dem Namen „Wirtschaftsgebäude“ zusammenfaßt. Also vor allem Stall und Stadel, oft aber auch Schmieden, Schuppen, Badstuben, Ausnehmerstübeln u. dgl. Alles zusammen bildet den „Bauernhof“. Auch bei der Hofanlage unterscheidet man verschiedene Formen.

Am häufigsten ist in Steiermark die Anlage des „getrennten“ Hofbaues, besonders des „Haufenhofes“ zu finden, so daß man auch in fachlichen Arbeiten oft schlechtweg von der Form des „steirischen Haufenhofes“¹ spricht. Er ist dadurch gekennzeichnet, daß seine einzelnen Teile (Wohnhaus, Stall, Stadel etc.) in regelloser Anordnung zerstreut, nebeneinander stehen. Er ist, wie man ziemlich allgemein annimmt, keine absolut ethnographische Eigenheit, sondern eher eine geographische. Die Unebenheiten des Terrains im größtenteils gebirgigen Lande zwingen den Bauer, jedes einzelne Gebäude eben dort zu errichten, wo es gerade am besten Platz findet. So ein steirischer Haufenhof (der übrigens

¹ Rhamm gebraucht dafür den Ausdruck „Streubau“. Die eingehendste und ausführlichste Arbeit über den „Hof“ ist wohl das wiederholt genannte Werk von K. Rhamm.

auch in Kärnten vorkommt) sieht dann wie ein kleiner Weiler aus. Die Ansichten darüber, ob diese Anlage historisch älter ist als andere, gleich später zu besprechende Hofformen, gehen auch sehr auseinander. Daß aber zumindest das zusammenhanglose Nebeneinanderstehen der einzelnen Elemente des Bauernhofes sehr alt ist, geht daraus hervor, daß nicht nur in alten steirischen Urkunden die Gebäude einzeln angeführt sind, sondern zum Beispiel auch in der *lex Bajuvariorum* III, lib. I, cap. 10, wo von der Bestrafung der Brandstifter geredet wird, verschieden Strafen festgesetzt werden, je nachdem der Übeltäter das eine oder das andere Gebäude der bäuerlichen Hofstätte anzündet.

Die nächste Stufe in der Entwicklung des Hofes, würde — falls wir es überhaupt mit einer Entwicklung zu tun haben — die zweite Art des „getrennten“ Baues bilden, bei dem die einzelnen Gebäude zwar auch noch nicht miteinander verbunden, aber doch in einer gewissen Anordnung um einen freien Hofplatz herumgestellt sind. Es wird oft nicht leicht sein, die Grenze zwischen einem ganz regellosen Haufenhof und einer solchen, mehr geordneten Hofanlage zu finden. Immerhin kommen in Steiermark Höfe vor, bei denen sich eine Anordnung sehr deutlich erkennen läßt.¹ Von diesen getrennten Hofbauten sind nun diejenigen zu unterscheiden, bei denen die Gebäude unter einem (entweder geradlinigem oder winklig gebrochenem) Dache untergebracht sind. Man teilt sie wieder in Hakenhöfe (bei denen die Hofanlage einen rechten Winkel bildet) und in Drei- und Vierseithöfe, bei denen die Gebäude drei oder alle vier Seiten des Hofes umschließen. Alle diese Formen sind in Steiermark zu finden, die ausgesprochensten Vierseithöfe namentlich an der ungarischen Grenze in der östlichen Steiermark (vgl. Abb. 18). Dort ist die Meinung ländläufig, daß solche Höfe gegen die Türken- und Kuruzeneinfälle entstanden und als eine festungsartige Schutzanlage aufzufassen seien. Dagegen ist aber zu bedenken, daß solche Vierseithöfe in ebensolch strenger, ja vielfach in noch geschlossenerer Anordnung auch in Österreich unter der Enns und besonders häufig in Österreich ob der Enns vorkommen. Man hat sie vielfach als „fränkische“ Höfe bezeichnet. Ich will hier darüber nicht ein Urteil abgeben, ob diese Bezeichnung ihre „ethnographische“ Richtigkeit hat. Ich möchte jedoch nur darauf hinweisen, daß auf der bekannten *Tabula Peu-*

¹ Ich nahm einzelne solche Höfe besonders im Paltentale auf.

tingeriana (die man meist ins Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. setzt) zahlreiche Orte dadurch gekennzeichnet sind, daß man an die betreffende Stelle eine Hofanlage, die ganz einem solchen Vierseithof entspricht, eingezeichnet hat.

Die Hofform unter einem ungebrochenen, geradlinigen Dache endlich stellt das „Einheitshaus“, wie es Bancalari, oder der „Einbau“, wie ihn Rhamm genannt hat, vor. Auch dieser kommt in Steiermark in der Gestalt des ausgesprochenen „Einhauses“, bei dem alle Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem einzigen, geradlinigen Dache vereinigt sind, vor, allerdings nicht eben häufig. Typisch ist dieser Einbau dagegen besonders in Tirol, häufig auch in Teilen von Salzburg und im südwestlichen Teile von Österreich ob der Enns.

Ein ebenso typischer Einbau ist das schon erwähnte uralte niedersächsische Herdhaus. Auch über den Ursprung und die Geschichte dieser Hofform sind die Meinungen noch immer sehr geteilt, und auch hier gibt es mit rein historischer Methode noch zahlreiche interessante Fragen zu lösen.

Das Bauernhaus und der Bauernhof in den einzelnen Gebieten von Steiermark.

Nachdem wir nun die wichtigsten systematischen Erörterungen vorangeschickt haben, wollen wir kurz eine Wanderung durch die Steiermark unternemen und uns, wenigstens im Fluge, das Bauernhaus in den einzelnen Gebieten unserer Heimat besehen. Es sei ausdrücklich betont, daß es nicht die Absicht dieser kleinen Arbeit sein kann, hier ein erschöpfendes Bild des Bauernhofes in Steiermark zu geben. Das wäre vorläufig schon wegen des Mangelns an Einzel Forschungen unmöglich. Der folgende Überblick will nur das Wichtigste aus der immerhin ziemlich reichhaltigen Literatur über das Bauernhaus in Steiermark und aus den Beobachtungen, welche der Verfasser seit mehreren Jahren in dieser Richtung selbst gemacht hat, zusammenfassen. Es soll dadurch allen einheimischen und fremden Freunden des Gegenstandes ein möglichst gewissenhafter Führer und allen Fachkreisen ein möglichst vollständiger Überblick geboten werden. Nicht zuletzt hoffen wir auch unter den Mitgliedern unseres historischen Vereines Freunde und Mitarbeiter für diese Sache zu gewinnen.

1. Das Bauernhaus im Gebiete von Aussee.

(Vgl. besonders Meringer und Freiherr von Andrian.)

Nach der Grundrißanlage unterscheidet Meringer zwei Arten des Ausseer Hauses, das „Kreuzhaus“ und das „durchgängige“¹ (= durchgängige) Haus. Beide Arten gehören dem „oberdeutschen Typus“ an, das heißt beide enthalten Küche und Stube. Das „durchgängige“ Haus ist dadurch gekennzeichnet, daß der Flur mitten durch das ganze Haus von einer Langseite zur anderen führt und Küche und Stube trennt. Es ist also ein „Mittelflurhaus“. Das „Kreuzhaus“ hingegen muß als eine Abart des „Eckflurhauses“ bezeichnet werden. Wenn man die Ecken dieses Hauses durch Diagonalen verbindet, so liegen in einer Diagonale Flur und Kammer, in der andern Küche und Stube. Der Flur ist also nur eine Art „Vorhaus“ vor der Küche und der Stube. Das heißt: Wenn man in das Haus eintreten will, so liegt zunächst die Eingangstüre nicht, wie beim „durchgängigen“ Hause in der Mitte, sondern gegen das eine Ende der Langseite hin. Kommt man dann durch diese Eingangstüre in den Flur (der also nur einen Eckteil des Hauses ausfüllt), so führen von diesem Hause zwei Türen weiter; eine geradeaus in die Küche und eine seitliche in die Stube. Es ist meines Erachtens keine Zweifel daran, daß dieses Kreuzhaus dadurch entstanden ist, daß, wie Meringer² annimmt, von dem einstigen Herdraum, welcher die ganze eine Hälfte des Hauses ausfüllte, später der Flur abgetrennt wurde. Es ist dies um so sicherer, als zum Beispiel Andrian in seinem Buche über die Altaussee (Seite 34, Abbildung 22) einen Hausplan bringt, bei dem Küche und Flur tatsächlich noch nicht getrennt, sondern ein einziger Raum sind. Wir hätten also als Ursprung des „Kreuzhauses“ jenes oberdeutsche Haus anzunehmen, welches keinen eigenen Flur hatte; also das Haus, welches Dachler als „zweiteilig“ (und dessen Herkunft er als „fränkisch“ oder „alemannisch“) bezeichnet. Das „durchgängige“ Haus dagegen ist absolut dreiteilig, hatte immer neben Küche und Stube den eigenen Flur, wäre also nach Dachler „bayrischen“ Ursprungs. Dieses „friedliche Durch- und Nebeneinander“ der beiden Arten würde also nach Dachlers Ansicht auf ein ebensolches Durch- und Nebeneinander bayrischer und fränkischer Ansiedlungen in

¹ So wird es nach Meringer von den Einheimischen genannt.

² Meringer, a. a. O., S. 129.

einem so kleinen Gebiete, wie es das abgeschlossene Ausseerland ist, zurückgehen. Der Historiker wird diese ethnographische Deutung mit Kopfschütteln vernehmen müssen. Eine andere Ansicht vertritt Rhamm,¹ welcher beide Arten des Ausseerhauses auf Rauchstubenhäuser zurückführen will. Ganz undenkbar wäre es von rein historischem Standpunkte aus nicht, da wir noch im Jahre 1588 für die Gegend von Gstatt im Ennstale Rauchstubenhäuser nachweisen können,² und da ja die Ausseergebiete durch die Traungauer früh mit der übrigen Steiermark im Zusammenhange standen. Auch vom hauskundlichen Standpunkte wäre die Möglichkeit für das durchgängige Haus nicht absolut abzustreiten, da ich in Mittelsteier wiederholt beobachten konnte, daß aus einem ursprünglichen Rauchstubenhaus ein durchgängiges Haus entstand. Die Rauchstube wurde geteilt, so daß sie in einen Herdraum und einen Backofenraum zerfiel, und auf der andern Seite des Flurs wurden andere Wohnräume angebaut. Allein der aus der Teilung der Rauchstube entstehende Backofen ist in der Mittelsteiermark in den Fällen, wo man den Ursprung der Rauchstube sicher nachweisen kann, fast stets zur Stube geworden; beim Ausseer durchgängigen Haus ist dies nie der Fall. Vielmehr liegt dort hinter der Küche stets die „Hauskammer“ (ohne Ofen). Außerdem enthielt früher hier der Flur den Herd. Deswegen heißt er heute noch das „Haus“, und Andrian bringt auf Seite 35, Abbildung 24, auch einen Hausgrundriß, bei dem der Herd wirklich noch im Flur des durchgängigen Hauses liegt.

Ergeben sich also schon daraus Schwierigkeiten für die Ableitung aus der Rauchstube, so kann ich mir gar nicht vorstellen, wieso das „Kreuzhaus“ aus einem Rauchstubenhaus entstanden sein soll. Allerdings bringt Andrian auch einige Grundrisse von „Kreuzhäusern“, bei denen die Anordnung etwas anders als bei Meringer ist, bei denen also Flur und Kammer auf der einen und Küche und Stube auf der anderen Seite des Hauses liegen. Aber wie der schon erwähnte Grundriß (Abbildung 22 bei Andrian) untrüglich erweist, ist die ursprüngliche Form unbedingt die, welche Meringer als schematischen Grundriß angegeben hat. — Dieser Ansicht sind ja auch Rhamm und Andrian, und gerade diese Form scheint mir unmöglich von einer Rauchstube ableitbar zu sein. Wo wäre dann früher, als das Haus

¹ Rhamm, a. a. O., S. 841.

² Vgl. oben, Seite 209, Anm. 1.

noch ein Rauchstubenhaus war, der Flur gewesen, der doch bei keinem Rauchstubenhaus fehlt? Und wenn das später zu besprechende „Brückl“ den einstigen Flur vorstellen sollte, wo wäre dann der Backofen hingekommen? Man sieht, es gibt da sehr viele Schwierigkeiten. Auch die Bezeichnung „Haus“ für den Flur beweist nur, daß dieser ein Teil des einstigen eigentlichen Hauses, also des Haupt- und Herdraumes war, keineswegs aber, daß dieser Herdraum eine Rauchstube gewesen sein muß. Vielmehr stammt gerade die Bezeichnung „Haus“, die in der übrigen Steiermark nur im obersten Ennstale für den Flur üblich ist, wie Rhamm (a. a. O., Seite 874) selbst sagt, sicher (vgl. auch Anm. 1) aus dem Salzkammergut und dem Salzburgischen, wo sie, ebenso wie in Nordtirol und Vorarlberg, allgemein gang und gäbe ist. Es müßte also auch die so bezeichnete einstige Rauchstube des Ausseerhauses von dort hergekommen sein. Wenn aber die Rauchstube überhaupt je im Salzburgischen und im Salzkammergut gewesen wäre, so ist sie dort sicher viel früher ausgestorben und viel weniger heimisch gewesen als im Ennstale, wo sich immerhin noch Spuren und die oben angeführte historische Nachricht nachweisen lassen, während für das angrenzende Salzkammergut und für Salzburg jede sichere historische und hauskundliche Spur der Rauchstube fehlt. Somit spricht die Bezeichnung „Haus“, abgesehen davon, daß sie in heutigen Rauchstubengegenden nicht vorkommt,¹ wohl eher gegen als für die Rauchstube.

¹ Dachler führt im Textband des Bauernhauswerkes (S. 58 und Tafel V, 3a und 6) bei St. Martin a. d. Salza ein Haus an, in dem die Bezeichnung „Rauchstube“ neben der Bezeichnung „Haus“ für den Flur vorkommen soll. Abgesehen davon, daß ich die Bezeichnung trotz wochenlangen Fragens in dieser Gegend, in der sie 1588 (s. oben) noch vorkam, nie gefunden habe und überzeugt bin, daß es sich hier auch dem Namen nach um eine „Rauchküche“ handelt, ist dieser Raum, wie auch Dachler zugibt, tatsächlich eine Rauchküche (ohne Backofen). Auch das von Rhamm, a. a. O., S. 875, Fig. 121, abgebildete Pongauerhaus, kann ich nicht für ein ehemaliges Rauchstubenhaus halten. Ich war zum Zwecke des Rauchstubenstudiums auch selbst im Pongau, habe aber erfahren, daß dort niemand die Bezeichnung „Rauchstube“ kennt. Auch zeigt Rhamms Plan nichts anderes als den Typus des „Ausseer Kreuzhauses“ und ist insofern äusserst dankenswert, als er ein neuer Beweis dafür ist, daß dieser Typus wirklich aus dem Salzburgischen stammt. Aber die eigentliche Stube ist der von ihm als Milchammer bezeichnete Raum, der den Kachelofen enthält, und nicht der als „Stube“ bezeichnete, welcher nur ein eisernes Öferl besitzt und zusammen mit der jetzt abgetrennten Rauchkuchl früher wohl einen einzigen Herdraum, aber nicht eine

Ich habe diese Dinge hier hauptsächlich aus dem Grunde angeführt, um daran zu zeigen, wie genau man bei hauskundlichen Untersuchungen auf alle Einzelheiten achten muß, da sich an scheinbare Kleinigkeiten, die man leicht unbeachtet läßt, oft ganz bedeutende Fragen und Folgerungen knüpfen, die in diesem Falle gerade auch für den Historiker wichtig sein können.

Die Ausstattung von Küche und Stube ist im allgemeinen so wie oben angegeben. Den Flur betritt man beim Ausseerhaus selten direkt von der Straße aus, sondern fast immer durch einen kleinen hölzernen, balkonartigen Vorbau, „Brückl“ genannt. Es enthält die „Brücklbank“ und den „Brückltisch“. Die eigentliche Haustür, sowie die meisten Fenster tragen oben ein verdorrtes kleines Blumensträußchen, den „Sonnewendbusch'n“, der um Johanni aus bestimmten Pflanzen gewunden wird und das Haus vor Blitzschlag behüten soll. Der Flur selbst hat fast nie ein Fenster und ist gewöhnlich mit einer glänzenden Rußschicht überzogen, die durch den aus der Küche strömenden Rauch im Laufe der Zeit entsteht. Vom Flur aus führt eine Stiege in das obere Geschoß, „Mauf“ (= im Obenauf) genannt, das mehrere Kammern, mitunter auch ein Stübl und gewöhnlich den einer Loggia ähnlichen „Gwondgong“ auf einer Giebelseite enthält. Die Küchentür ist doppelseitig, wie in der Rauchstube, der meist „offene“ Herd der Küche wird von einem „Kobl“ (Rauch- oder Feuerhut) überdacht. „Foia-roß“, „Dreifuaß“, „Foiazong“ (Feuerzange), „Pfannbrett“, „Schüßlrem“, ab und zu auch eine „Brondschauff“ (Feuerschaufel) sind die Hauptküchengeräte. Ober dem Herd hängen die „Witosn“ (siehe oben). In der Stube finden wir den großen, meist grünen Kachelofen mit dem „Ofnglana“, an dem häufig ein kupfernes Becken, „Wossahofn“, angebracht ist. Das Herrgottswinklerl ober dem gewaltigen Tisch wird hier „Altarl“ genannt und mit einem gestickten Altartuch geschmückt. Bank, Uhr, Weihbrunnkessel, Wandkästchen und der schön geschnitzte „Trambam“ vervollständigen die Ausstattung der Stube.

Hinter der Küche liegen die „Haus-“ oder „d'Menschakamman“ (Mägdekammern), hinter der Stube die „Stubenkamman“. Diese enthalten außer den Betten auch Kästen

Rauchstube gebildet haben mag. Vorderhand glaube ich, in diesem Punkt also mehr mit Dachlers Ansicht übereinstimmen zu müssen, welcher wie Meringer meint, daß gerade die Bezeichnung „Haus“ (des Flures) gegen die Rauchstube spricht.

und bemalte Truhen. Im Obergeschoß befindet sich bei den durchgängigen Häusern ober dem Flur abermals ein Gang, durch welchen der hölzerne, vom „Haus“ heraufgeleitete Rauchfang hindurchzieht. Gemauerte Keller sind selten, häufiger sind es nur holzgedeckte Gruben, die sich zumeist unter der „Laubn“ befinden. Mit dem Worte „Laubn“ wird hier nicht, wie in Mittelsteier, der Flur, sondern ein dem „Brückl“ entsprechender Vorbau auf der Rückseite des Hauses benannt. Wir sehen es auf Abbildung 8, die uns auch den äußeren Typus des mit vertikalen Brettern ver-

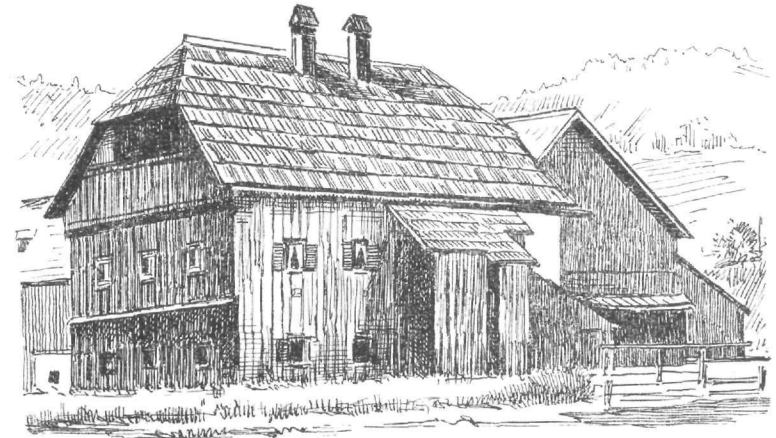


Abb. 8. Ausseer Haus mit Walmdach (Rückseite) nach Meringer. (Zinkstock von der anthrop. Gesellschaft in Wien.)

schallten (was sonst in Steiermark nirgends üblich ist), steildachigen, stets mit Schindeln, nie mit Stroh gedeckten Ausseerhauses vergegenwärtigt.

Der Ausseerhof ist ein „Haufenhof“. Zu ihm gehören außer dem oben geschilderten Wohnhaus noch folgende Baulichkeiten:

1. Der „Stodl“. Er besteht aus einem gemauerten Untergeschoß, welcher den Stall und den Heubarren enthält. Im Mittelgeschoß darüber liegt die Tenne, zu der eine Tennbrücke hinaufführt, und ein Raum für Grummet und Streu. Der eigentliche Dachraum wird von den für die Ausseer Gegend eigentümlich luftigen „Hüllen“ (nach Meringer das niedersächsische „Hille“) erfüllt, Räume, die zum vollständigen Austrocknen des Hauses und nebenbei für die Jugend zum — Tanzen dienen.

2. Der „Feldkasten“ oder „Troackkostn“ nimmt Getreide und Nahrungsmittel in den unteren Räumen auf. Jetzt dient er oft als Wohnraum.

3. Die „Bodstubb“ dient zum Flachsbrecheln, weshalb sie auch „Brechlstube“ genannt wird. Es ist kein Zweifel, wie wir noch ausführen werden, daß sie einst wirklich zum Baden diente. Leider sind die Zeiten vorbei. Außerdem finden wir im Hof den laufenden Brunnen in einer offenen Bretterhütte („Troglaupe“) und daneben die „Sechtlstatt“, das heißt einen entweder ummauerten oder frei zwischen zwei Stöcken aufgehängten Feuerkessel und einen Dörröfen zum Dörren des Obstes.

Kennzeichnend endlich für das Ausseer Gebiet ist das Vorkommen einer „äußeren“ oder „Sommerküche“, einer kleinen freistehenden, hölzernen Hütte mit offenem Herd ohne Rauchfang, an die oft noch der Backofen angebaut ist.

Die „Sommerküchel“ wird während der warmen Jahreszeit als Küche benützt. Selten findet sich ein eigenes kleines Häuschen, das „Arbeitsstübl“.

2. Das Bauernhaus im Ennstal.

(Vgl. bes. Meringer, Mitt. d. anthrop. Ges., Wien, 23. Bd., Rhamm, a. a. O. S. 930 und Bancalari im „Ausland“, 1892, S. 328 ff.)

Rein äußerlich unterscheidet sich das Haus im größten Teile des Ennstales von dem Ausseerhaus nur dadurch, daß es nicht mit senkrechten Brettern verschallt ist, sondern die gewöhnlich wagrechte Blockbalkenkonstruktion aufweist. Jedoch müssen wir da zwischen dem größeren Teil des Ennstales und dem kleinen Teil des obersten Ennstales, etwa von Haus aufwärts, strenge unterscheiden.

a) Das Haus im obersten Ennstale und in der Ramsau.

Ein ganz anderer äußerlicher Charakter, als wir ihn in der übrigen Steiermark kennen, tritt uns hier entgegen. „Schweizerhaustypus“ wird vielleicht die allgemein verständlichste Bezeichnung für das Haus dieses Gebietes sein. Seine äußeren Kennzeichen sind: Eingang nicht auf der Langseite, sondern auf der Giebelseite. Diese ist nicht schmal, wie im übrigen Steiermark und Kärnten, sondern breit, wie in der Schweiz und in Tirol. Ein breites, flaches, vielfach steinbeschwertes Bretterdach mit Glockentürmchen deckt das

Haus. Zierlich ausgeschnittene Galerien laufen um dasselbe oder schmücken doch wenigstens die Giebelseite. Ich bringe als Beispiel dafür ein von mir im Vorjahre aufgenommenes Haus in der Ramsau. (Abbildung 9.) Wir sehen den gemauerten Unterbau mit den großen Fenstern, darüber eine rundlaufende Galerie im ersten Geschoße, das Geschoß selbst in Blockbalkenkonstruktion und unter dem breiten Giebel eine zweite Galerie. Am Flachdache steht ein zierliches Glockentürmchen, besser gesagt ein „Dachreiter mit Rufglocke“. Der Grundriß dieses und fast aller Häuser in der Ramsau und im obersten

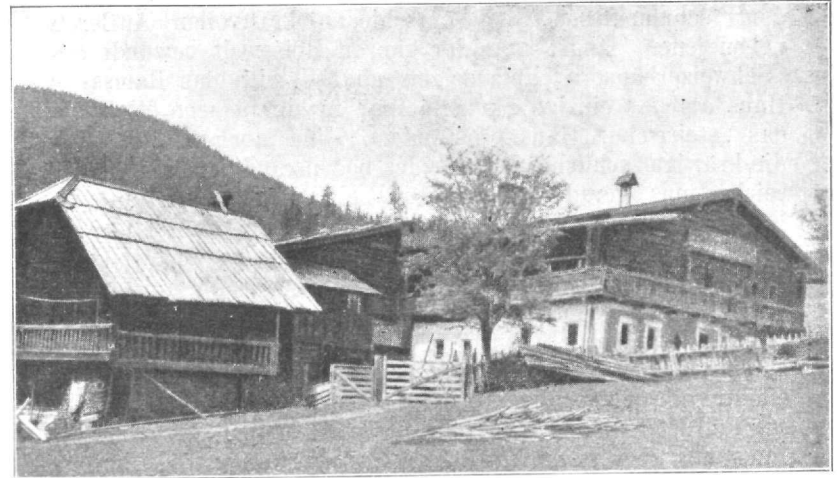


Abb. 9. Bauernhaus in der Ramsau.

Ennstal zeigt ein Mittelfurhaus. Der Flur (auch hier „Haus“ genannt) teilt das ganze Haus aber zum Unterschiede vom Ausseerhaus nicht der Breite, sondern der Länge nach (das heißt senkrecht auf die Giebelseite). Die Achse des ganzen Hauses ist um 90 Grad gedreht. Rechts und links vom Flur liegen Küche, Stube und Kammern: also wieder der Typus des „oberdeutschen“ Küchenstubenhauses. „Rauchstuben“ sind gänzlich unbekannt. Daß wir hier in einem ganz anderen Häusergebiet, als im übrigen Innerösterreich sind, wird also durch diese äußeren Formen klar. Das sonderbare an dieser Sache ist nun aber, daß man sich allenthalben bemüht, diese flachdachigen, malerischen „Schweizerhäuser“, welche nur auf den kleinsten Teil der nordwestlichen Steiermark beschränkt

sind, als „echt steirische Bauernhäuser“ auszugeben. Es rührt dies daher, daß man gerade hierzulande das Entferntere in allem und jedem dem Näheren vorzuziehen bestrebt ist. Durch verschiedene auswärtige Zeitschriften wurden in touristischen und Künstlerkreisen zuerst die malerischen Schweizerhäuser bekannt. Dann kam man darauf, daß diese auch in Tirol vorkämen, endlich fand man sie im Salzburgischen und schließlich gar in unserer stillen schönen Ramsau, die ja erst in verhältnismäßig junger Zeit touristisch bekannt wurde. Und nun ist es, als ob man sich schämte, unsere wirklich steirisch-kärntnerischen Typen mit dem hohen Giebeldach und dem schmucklosen aber entschieden kraftvollen Äußeren neben jenen, längst von der ganzen Reisewelt bewunderten „Schweizerhäusern“ aufzuzeigen und so wird das Ramsauer Haus als das einzige „kunstfähige“ in der ganzen Welt als das „steirische“ Haus proklamiert. Und doch äußert sich die kräftige, schlichte Wärme des bodenständigen Innerösterreichs gerade in unseren hochgiebeligen Steirer- und Kärntnerhäusern, während hier im obersten Ennstal und in der Ramsau nur eine nachbarliche, aber keineswegs bodenständige heimische Form über die Grenze herüberreicht.

Daß wir es mit einem Übergangsgebiet zu tun haben, zeigt sich hier auch sonst. Die Hofanlage entspricht nicht der tirolischen, die alles unter einem geraden Dache vereinigt, obwohl es ab und zu wenigstens teilweise auch hier der Fall ist. Die meisten Höfe der Ramsau und des obersten Ennstales aber sind vielmehr nahezu oder vollständig Haufenhöfe und die Gebäude des Hofes tragen mit Ausnahme des Wohnhauses Steildächer. In dieser Beziehung und in manch anderer ist über den Hof dasselbe zu sagen, was wir über den Ausseerhof mitteilten. Eine Eigentümlichkeit endlich, die hier, wie in Aussee von der tirolisch-salzburgischen Seite herüberkommt, sind die schon oben erwähnten „Sonnwendbuschen“ über den Türen und Fenstern.

b) Das Haus im übrigen Ennstale und im Salztale.

Bei Haus und Gröbming verschwindet die eben geschilderte Art fast plötzlich, um der Form Platz zu machen, die wenigstens nach ihrem äußeren Gepräge bis auf geringe Verschiedenheiten in ganz Steiermark, Kärnten und dem größten Teile von Krain herrscht:

Schmale Giebelseite, Eingang stets auf der Langseite, hohes Steildach, auf den Giebelseiten zum Drittel oder zur

Hälfte abgewalmt und nur im Untergeschoße (und auch da nicht immer) teilweise gemauert, im übrigen vollständiger Blockbau mit kleinen Fenstern. (Abbildung 10). Vom Murtaler- und mittelsteirischen Haus unterscheidet sich jedoch das Ennstalerhaus äußerlich dadurch, daß es fast immer ein eigenes wohlausgebautes Obergeschoß besitzt, welches gleich hoch wie das Untergeschoß ist, während dies im Murtale und in Mittelsteiermark nur selten und niemals in so ausgeprägter Weise der Fall ist. Das Ennstaler- und mit ihm das Mürztalerhaus, das der Ennstalerform äußerlich

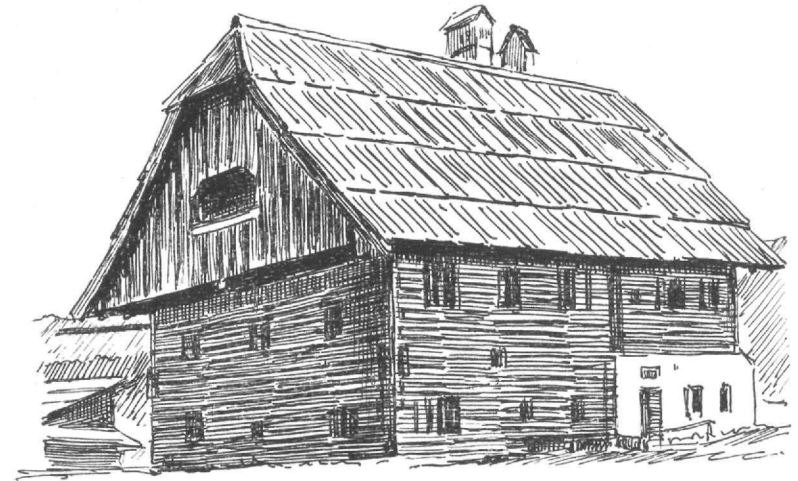


Abb. 10. Haus bei Admont. Nach R. Meringer.
(Zinkstock von der anthrop. Gesellschaft in Wien.)

vollkommen gleich, sieht daher etwas höher und schlanker als die übrigen kärntnerischen und steirischen Bauernhäuser aus. (Vergleiche Abbildung 10 und Abbildung 14). Eine weitere Eigentümlichkeit des Ennstalerhauses, die sich ebenfalls bis ins Mürztal hinein fortsetzt, besteht darin, daß in vielen Fällen die Giebelseite durch eine im Inneren senkrecht auf sie gestellte Blockwand geteilt wird, deren „verzinkte“ Enden außen in einer vertikalen, die Giebelseite genau halbierenden Linie zu sehen sind. Es ist dies gewiß eine Andeutung des langsamen Überganges in das breitgieblige Haus des obersten Ennstales (Salzburgs und Tirols etc.). Dagegen werden die Galerien weiter nach Osten zu immer seltener und kleiner, während die Glockentürmchen nahezu

ganz verschwinden und im Salza- und Mürztale überhaupt nicht mehr vorkommen. Dafür taucht hier unter dem Dache auf der einen Giebelseite wieder der loggiaähnliche „Gwandgang“, hier meistens „Bodengang“ genannt, auf. (Abbildung 10.) Die steilen Dächer sind stets aus Schindeln oder Brettern gebildet.

Ihrer Innenanlage nach gehören die Häuser des Enns- und Salztales durchwegs dem „Küchstubenhaus“ an. Die Rauchstube ist heute in diesen Gegenden gänzlich unbekannt. Die Grundrißanlage ist übrigens recht verschieden. Am häufigsten finden wir auch hier die „durchgängigen“ Häuser. Daneben aber kommen auch Eck- und Seiten-, Flurhäuser und ähnliche Variationen vor. Die Unregelmäßigkeit der Grundrißanlage deutet wieder auf ein Übergangsgebiet hin, und wenn wir uns vergegenwärtigen, wie auf der einen Seite vom Westen das Tirolerhaus herüber- und vom Süden das Rauchstubenhaus heraufwirkt, das vor 330 Jahren auch noch im Ennstale nachzuweisen ist, so kann uns das nicht Wunder nehmen. Den Flur des Hauses, welcher hier nicht mehr „Haus“, sondern „Vorhaus“ oder „Labn“ heißt (was auf eine ganz andere Entstehung als beim Ausseerhaus hindeutet), betritt man hier in den meisten Fällen von der Straße unmittelbar. Das „Brückl“ kommt zwar auch im Ennstale noch vor, wird aber gegen Osten zu immer seltener und hört schon im Salzatale fast ganz auf. Die Haustür zeigt ebenfalls einen kleinen Unterschied gegen das westliche Gebiet: Der „Sonnewendbuschn“ ist hier nämlich (und das gilt nun ein für allemal für ganz Steiermark) durch kleine, einfache, hölzerne Kreuzchen ersetzt, die oft dutzendweise an der Türe angenagelt sind. Sie werden aus Palmsonntagszweigen geschnitzt und „Wetterkreuzeln“ genannt.¹ Die Inneneinrichtung von Flur, Stube, Küche und Kammer und vom Obergeschoße deckt sich ziemlich mit der des Ausseerhauses. Eigentümlich ist nur der Umstand, daß der Raum, der sich im Obergeschoße ober dem Flur befindet, im Ennstale „Söller“ genannt wird, während der Überrest der Galerie (meist ein etwas längerer Balkon) „Gang“ heißt. Von den Hausgeräten, die im übrigen ganz mit denen von Aussee und den im allgemeinen Teil behandelten, übereinstimmen, ist nur die „Keanspanleuchtn“ besonders zu erwähnen, die man in

¹ Vgl. darüber Rosegger, Volksleben in Steiermark, Ausgew. Schriften, 10. Aufl., 1905, S. 15.

Seitentälern des Ennstales noch ab und zu findet. Von diesen Seitentälern kenne ich außer dem Salzatale auch die Gegend von St. Gallen und die Buchau bei Admont, das Paltental, das Gebiet von Lassing, das Groß-Sölkthal und das Gebiet von Pürgg. Aus allen diesen Gegenden liegen keine Nachrichten über das Bauernhaus vor. Meine eigenen Beobachtungen, die sich freilich nur auf das Studium des Rauchstubenhauses bezogen, bezeugten mir immerhin, daß

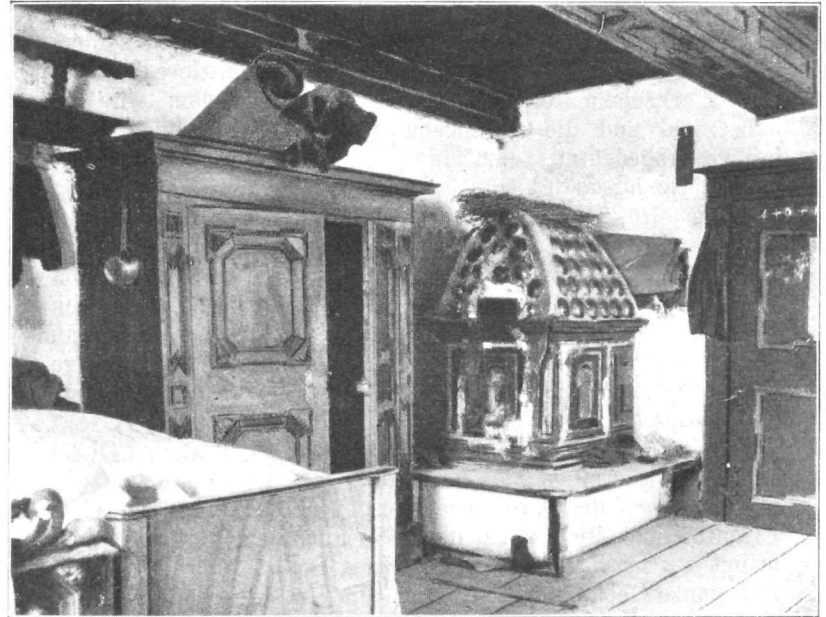


Abb. 11. Alte Stube in Lassing.

auch für diese Nebengebiete im wesentlichen dasselbe gelte, was über das Ennstal gesagt wird. Auch tief drinnen in der Sölk und im Lassinggebiete fand ich keine Rauchstube; im Gegenteile waren die Bauern meist sehr erstaunt, wenn ich ihnen eine solche beschrieb. Einer Mitteilung meiner Schwester (Lehrerin in Liezen) danke ich die Nachricht von einer Eigentümlichkeit, die sonst auch aus Tirol bekannt ist: Ober der Stube liegt im Obergeschoße meistens eine Schlafkammer. Sie besitzt keinen Ofen, wohl aber eine kleine Falltür im Boden, welche an kalten Winterabenden auf-

gemacht wird und die Wärme aus der Stube in die Schlafkammer heraufströmen läßt. Einen Einblick in eine Stube in Lassing gewährt uns Abbildung 11, die ich im Vorjahre aufgenommen habe. Sie zeigt uns die Überreste von der oft geradezu prächtigen Einrichtung einer besseren Bauernstube in ganz entlegenen Gegenden.

Zunächst beachte man die sorgfältige Täfelung der Stube und Decke, die ja teilweise sichtbar ist. Dann oben an der linken Ecke, die in die Bildfläche hereinragende „Schüsselrem“ (hier Schüsselkorb genannt) und daneben den alten, schönen Kasten. Der Ofen zeigt nur in seinem oberen Teile bäuerliche Kugelkacheln, der mittlere Teil ist aus Zierkacheln errichtet.¹ An der Tür sehen wir die Jahreszahl und die Anfangsbuchstaben der Heiligen Dreikönige angedeutet, eine in ganz Steiermark und weit über diese hinaus übliche Sitte.

Der Hof des Enns- und Salztales ist nicht durchgehends Haufenhof. Dagegen sprechen vor allem die Abbildungen, die Bancalari (a. a. O. Seite 328/9) von einem Hof bei Frauenberg (westlich von Admont) und von Ardnig (östlich von Liezen) bringt, und die beide, wenn nicht verbundene, so doch sehr regelmäßig gruppierte Anlage zeigen. Immerhin sind aber Wohn- und Wirtschaftsräume im großen und ganzen getrennt, und Bancalari hat ausdrücklich festgestellt (a. a. O. Seite 328), daß in „Obersteier kein Einheitshof besteht“. Die Wirtschaftsgebäude ähneln denen des Ausseergebietes. Nur der Stadl hat viele Eigentümlichkeiten: Aus dem Westeingange des Gesäuses bringt Bancalari den Plan eines Stadls vom Heindlhofe. Das ganze Gebäude ist aus Holz. Im Untergeschoße befinden sich die Ställe für die Rinder, daran angebaut der Schweinestall; das Obergeschoß wird wie das durchgängige Haus durch eine flurartige Tenne (Dreschtenne) in zwei Teile geteilt. Zur Tenne führt nach Meringer eine hölzerne oder aus Erde aufgeschüttete „Tennbrücke“.

Rechts und links von der Tenne liegen die Getreidebarren, darüber unmittelbar unter dem Dach der Heuboden. Die Außenansicht eines für das Ennstal äußerst charakteristischen Stadls zeigt uns die von Meringer aufgenom-

¹ Es ist dies nicht so selten als man glaubt. Vor kurzem fanden wir im Gleinalpengebiete, 1000 m hoch, in einem Bauernhause einen Ofen aus prächtigen Zierkacheln des 17. Jahrhds. Dr. Klöpfer aus Köflach hat eine davon fürs Joanneum gekauft.

mene Abbildung 12. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß in der breiten Talsohle der Enns Hunderte von kleinen Heuhütten stehen, die das saftige Heu des feuchten Tales aufnehmen. Sie bestehen aus ganz rohem, luftigem Blockbau und sind mit einem auf beiden Giebelseiten offenem, nur ein wenig abgewalntem Bretterdache gedeckt. Rhamm, der über die Hofanlage des germanisch-slawischen Bauernhauses wohl die weitgehendsten Forschungen und Studien gemacht hat, bezeichnet es (a. a. O., Seite 930 f.) als besondere Merkwürdigkeit des Ennstaler Stadls (im Erdgeschoße des Stadels), daß hier die Tiere, Kühe und Ochsen, ganz frei nebeneinander

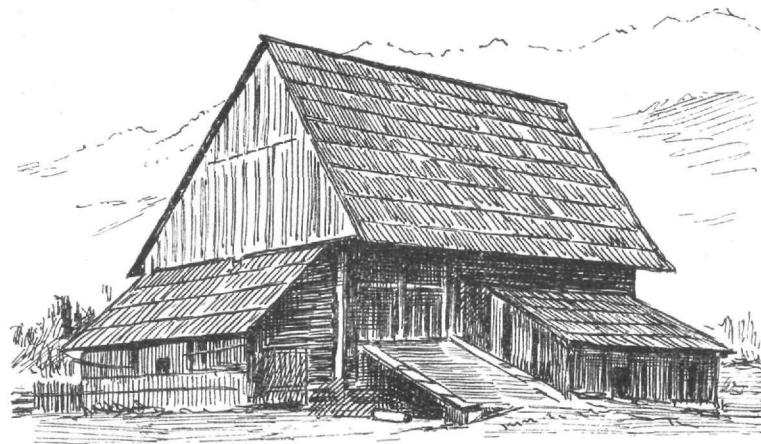


Abb. 12. Ennstaler Stadl. Nach R. Meringer.
(Zinkstock von der anthropol. Gesellschaft in Wien.)

stehen und aus einer, die Mitte des ganzen Raumes durchziehenden „gemeinsamen Krippe nach Raufenart“ („Futterkraxe“ oder „Futterparn“) fressen. Rhamm hat diese Nachricht für das Schladminger Gebiet erhalten; sie stimmt vollkommen zu dem Plan, den Bancalari vom Heindlhofstadl (östlich von Admont) gibt. — Interessant ist auch die von Rhamm und Bancalari mitgeteilte Bezeichnung „birlet“ für den Raum ober der Tenne. Diese Bezeichnung kommt sowohl bei Bozen und im Inn- und Pustertal als auch im oberkärntischen Mölltal und im steirischen Enns-, Palten- und Mürztal vor. Bei Trieben und Admont sagt man „birlet“, bei Rottenmann und Liezen „mitterbirlet“. Dagegen heißt dieser Raum im Murtal und Liesingtal, aber auch bis herauf nach

Rottenmann, „Tafel“. Nach Rhamm kommt ferner vom Murtales herauf bis Admont für den Stallgang (das ist der für die Begehungen und Verrichtungen freie Raum des Stalles) die weit verbreitete Benennung „Mitterhof“, und im Palentale auch „Kuhhof“ vor, während der freie Platz zwischen den Wirtschaftsgebäuden, wo die Tiere zum Trinken geführt werden, „Wasserhof“, und zwischen Mautern und Wald „Sonnenhof“ genannt wird.

Gar nicht unterrichtet sind wir über das Bauernhaus in der Gegend von Mariazell. Ich selbst kenne nur den Übergang von Mariazell in die Frein und ins Mürztal, auf dem ich die Abbildung 2 aufgenommen habe. Im großen und ganzen konnte ich auf diesem Übergange immerhin soviel ersehen, daß die Schilderungen des Mürztaler Bauernhauses, das ja durch Rosegger als erstes steirisches Bauernhaus weithin bekannt wurde, auch für diese Gebiete gelten dürften.

3. Das Bauernhaus im Mürztale.

(Vgl. darüber Rosegger, Meringer, Rhamm und Marx a. a. O.)

Daß das Bauernhaus des Mürztales in seinem Äußeren dem Ennstalerhause ziemlich gleicht, haben wir schon betont. Ich bringe ein typisches Mürztalerhaus in Abbild. 13. Es steht etwas südwestlich von Krieglach auf einer Anhöhe beim Dorfe Rittis und heißt „Schneiderkeuschen“ (bekannt aus Roseggers Schriften). Ein kleiner Blockbau, nur an einer Ecke gemauert; Obergeschoß und geteilte Giebelseite wie im Ennstale, ebenso das Dach. Nur sind im Mürztale an Stelle der kurzen Schindeln längere Bretter gebräuchlich, die beiden gemauerten Rauchfänge sind selbstverständlich jüngeren Datums. Der Grundriß des Hauses gehört in den weitaus meisten Fällen dem Typus des durchgängigen „Küchenstubenhauses“ an, daneben sind auch reine Seitenflurhäuser zu finden. Der Flur heißt durchaus „Labn“, der entsprechende Raum im Obergeschoß „Labnbodn“, während der eigentliche Dachboden „Hochboden“ genannt wird. Von Eßgeräten lernte Meringer im Mürztale außer den sonst üblichen auch das sogenannte „Sterzkreuz“ kennen. Es ist dies ein hölzernes Kreuz, auf dessen einem Balkenende ein senkrechter eiserner Halter steht. „Man bringt das Essen so auf den Tisch, daß man zu unterst die Suppenschüssel (eine flache irdene Schüssel) nimmt, darauf das hölzerne Sterz-

kreuz setzt und auf dieses und seinen eisernen „Halter“ die Pfanne mit dem Sterz stellt“, so daß der Pfannenstiel auf dem Halter zu liegen kommt.¹

Das Innere des Mürztaler Hauses beschreibt Rosegger folgendermaßen: „Von dem harten Antrittstein (auf der Schwelle) kommen wir auf weichen Grund, denn der Fußboden des Vorhauses, die „Lauben“, ist oft nur aus braunem Lehm getreten, ein Stein- oder Holzboden ist nur in besseren Häusern. Die Lauben dient in den meisten Häusern auch als Zeugkammer, und man sieht, wie an den Wänden

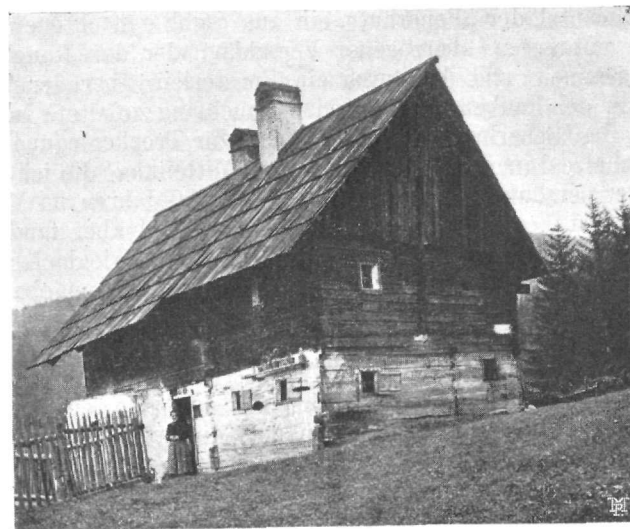


Abb. 13. „Schneiderkeuschen“ bei Krieglach.

die Hacken, Äxte, Spaten, Hauen, Sägen usw. herumhängen. Gegen die Vorderseite des Hauses haben wir (rechts und links von der Laube) den Eingang zur Gesindestube und zur Küche, gegen die Rückseite sind die Türen zum Keller, zur Mädekammer und zum „Stübel“. Auch befindet sich im Vorhause die Stiege auf den Dachboden. Die „Lauben“ erhält nur durch ein einziges Fensterlein, bisweilen auch bloß durch die offene Türe, ihr spärliches Licht.“² Die „Stube“ hat das übliche Aussehen: Bänke an den Wänden, in der

¹ Meringer, a. a. O., S. 130.

² Rosegger, a. a. O., S. 16 ff.

Ecke den großen Kachelofen (der auch als Backofen Verwendung findet) und das Ofengeländer, gegenüber der Tisch, ober diesem in der Ecke das „Hausaltar“; außerdem Betten, Truhen und Kasten, „an welchem viele Rosen und rote Vögel mit grünen Flügeln gemalt sind“. — Von der Küche sagt Rosegger, der diese Schilderung schrieb, lange bevor man von „Hausforschung“ etwas wußte, in treffender Weise: „Der Feuerherd sieht mitunter aus, wie er vor tausend Jahren ausgesehen haben mag: ein etwas geebnetes, mit einem Holzreif umspannter Steinhafen, auf welchen ein Stößchen Holz gelegt und angezündet wird. Über dem Herde hängt der Rauchmantel, der „Feuerhut“, ein aus Stroh geflochtener und dicht mit Lehm überzogener Verschlag, der den Rauch in sich sammelt und ihn durch ein Fensterlein über der Türe dem in der Lauben aufsteigenden Rauchfang zuleitet. In der Nähe des Feuerhutes ist eine „Asen“ zur Trockenlegung des Brennholzes angebracht.“ Nach einer Mitteilung, die ich dem Dichter persönlich verdanke, gibt es seit 60 Jahren im Mürztale selbst keine „Rauchstuben“ mehr. Wohl aber fand ich in der eigentlichen „Waldheimat“ (Gemeinde Krieglach-Alpl) noch zahlreiche deutliche Spuren von eben erst umgebauten Rauchstuben, und oben auf der Höhe (am Übergange, den der Alpsteig nach St.-Kathrein am Hauenstein überschreitet), beginnt auch bereits das große, geschlossene oststeirische Rauchstubegebiet. Die „Waldheimat“ ist also ein ausgesprochenes Übergangsgebiet. Man sieht dies auch am Äußeren der Häuser daran, daß die Giebelseite nach Osten hin immer schmaler und das Haus selbst niedriger wird. Auch breit ausladende Strohdächer treten ab und zu auf.

Ebenso deutlich zeigt sich auch der Übergang in der Hofanlage: Im Westen des Mürztales und im Tale selbst finden wir fast durchgehends Haufenhöfe, bei denen die Gebäude mit dem großen „Marstahl“ getrennt stehen. Am östlichen Talhange in der „Waldheimat“ jedoch wird die oststeirische Form des geschlossenen vierseitigen Hofes, welcher hier „Umadumhof“ und „Ringhof“ genannt wird, immer häufiger. Freilich zeigt der „Ringhof“ des östlichen Mürztales wie Rhamm (a. a. O., S. 922) betont, „noch nicht die sichere Geschlossenheit“. Es ist eben ein Übergangsgebiet und Rhamm unterscheidet daher streng zwischen dem teilweise offenem Viereck des „Ringhofes“ und dem ganz geschlossenen oststeirischen „Vierkant“. Ich lasse auch für die Beschreibung der Mürztaler Hofformen die ausgezeichneten

Schilderungen Rosseggers sprechen: „Im Ringhof“ — sagt Rosegger — „ist die Stallung in zahlreiche kleine Räume, gleichsam in Zellen, abgeteilt, in welcher je zwei und zwei Rinder stehen. Mitten in einer solchen, etwa fünf bis sechs Geviertklafter großen Zelle steht die Futterkrippe, die in mehrere Fächer für verschiedene Futtergattungen abgeteilt ist. Die Rinder stehen nicht an Ketten, sie können frei um die Krippe herumgehen und vermögen sich also voreinander zu schützen. Ein solcher Raum für zwei Ochsen oder Kühe heißt „Krippenstall“. Diese Stallungen sind nicht durch Türen miteinander verbunden, ihr Ausgang führt in den Hof. Für Kälber sind eigene Behälter angelegt. Die übrigen Räume (und Gebäude, welche den Hofraum in einer ringförmigen Stellung umschließen), wie Schaf- und Schweineställe, Scheunen und Futterkammern, haben nichts Eigenartiges Im Hof sind meist Streustöcke und je nach der Jahreszeit Düngerhaufen aufgeschichtet. Außerdem dient dieser Raum zum Tummelplatz für die Herde, für das Einjochen und Anspannen der Zugochsen u. s. w. Gewöhnlich rieselt vor dem Hause ein Brunnen.“

Im „Marstahl“ ist ein einziger großer Stallraum. „Da ist an den Wänden hin der lange Futterbarren, an welchem die Rinder der Reihe nach an Ketten stehen.“

In den Dachgeschossen befinden sich Futterräume und Tenne. Der „Marstahl“ ist meist gemauert, nur unter dem Dachvorsprunge hat er einen Kranz von Holz, um die Trockenheit des Futters zu befördern. Die Bedachung der Wirtschaftsgebäude ist sehr häufig aus Stroh; nur der Rand, der First oben und der Vorsprung unten, besteht aus Brettern. Schuppen und Feldkasten haben keine Eigenheiten. „Charakteristisch ist nur noch das „Krautaller“, eine mehrere Klafter tiefe, schachtartige, mit dicken Läden ausgetäfelte Grube, in welcher der Bauer das Grubenkraut aufbewahrt. Es wird nämlich der Kohl in manchen Gegenden nicht zu Sauerkraut bereitet, sondern es werden die Kohlköpfe im Herbst durch heißes Wasser eingeweicht, dann in die Grube, das Krautaller gelegt und mit Steinen beschwert. Auf diese Weise läßt sich das Kraut jahrelang aufbewahren.“ Diese Einrichtung kommt auch sonst in steirischen Bauernhöfen, unter verschiedenen Benennungen vor. In der westlichen Steiermark fand ich sie z. B. unter dem Namen „Krautgrub“ (= Krautgrube).

4. Das Bauernhaus im oberen Murtal.

(Einiges bei Rhamm und Bancalari, a. a. O., sonst eigene Beobachtungen.)

Im oberen Murtale betreten wir zum ersten Male das Bereich jener Type, welche einst fast ganz Steiermark beherrschte und sich auch heute noch im größten Teile des Landes findet: Das Gebiet des „Rauchstubenhauses“. Haufenhöfe, uralte Rauchstuben, kraftvolle, aber nicht gerade schwerfällig wirkende Formen, große, weitausladende und abgewalmte Steildächer; nahezu durchwegs Blockwände mit sehr kleinen Fenstern und eine gewisse „malerische Unordnung“ und wenig (wenn auch örtlich sehr verschiedene) Rücksichtnahme auf Reinlichkeit. Das sind so die Hauptkennzeichen des Murtaler, aber auch des ost-, mittel- und zum Teil untersteirischen sowie des Kärntner und Krainer Hauses. Eine recht gute Vorstellung dürften davon die Abbildungen 17 und 20 geben, die erstere für das oberste Murtal, die letztere für die mittlere Steiermark. Ich habe in meiner Arbeit (a. a. O. 1908, S. 127) über diese typischen, steirischen, besser gesagt innerösterreichischen Formen folgendes geschrieben: Das kleinste Tiroler Haus sieht viel selbstbewußter, schmucker und kecker, das kleinste „österreichische“ Haus viel „protziger“ in die Welt als das innerösterreichische. Aber meinem Gefühle nach zeigt kein anderes Haus einen so tiefen Einblick in das Gemüt und in die Seele armer Alpenbauern, aber auch in die Schwere, die das Leben und die Geschichte seinen Bewohnern aufgebürdet hat.

Ich glaube, man hat mir diesen „Erguß“ in einer „streng wissenschaftlichen“ Arbeit übel genommen; wenigstens dürfte sich die Bezeichnung „redselig“, welche die ohnedies genug trockene, rein systematische Arbeit in einer Besprechung gefunden hat, wohl auf diese Stelle beziehen. Allein, ich halte sie trotzdem auch heute noch aufrecht. Kein geringerer als Ratzel hat einmal die Hoffnung und den Wunsch ausgesprochen, es möge die Lust geweckt werden, „sich von der Heimat eine Kenntnis und Anschauung zu erwandern, an der nicht bloß der Verstand beteiligt ist.“ Das gilt ganz besonders auch für das Studium des Bauernhauses. „Die Wohnungen des Volkes sind die treuesten Verkörperungen seiner Seele“, hat Rosegger mit vollem Rechte in der Einleitung zu seiner Schilderung von „Haus und Heim“ gesagt, und wer das Bauernhaus bloß mit Maßstab, Zirkel, ethy-

mologischem Wörterbuch und Jahreszahlen erforschen will, der bleibe ihm fern! Wenn wir Abbildung 14 näher betrachten, so wird es uns wohl von selbst klar werden, daß so ein Bauernhof, der wie eine kleine Festung auf seiner Anhöhe seit Hunderten von Jahren droben steht, ein Individuum für sich ist, das seine Geschichte hat wie eine Burg oder ein Ort. Dieses Bild stammt aus dem Murtale noch oberhalb von Murau. Es stellt uns ein uraltes Rauchstubenhaus dar (vulgo Mohr, Gemeinde St. Georgen ob Murau). Rein äußerlich fällt uns vor allem die gewaltige Breitspurigkeit des Hauses auf. Sie wird bewirkt durch die außergewöhnlich breite Giebelseite. Dadurch unterscheidet sich dieses Haus, das sonst,



Abb. 14. „Mohr“ ob St. Georgen bei Murau.

namentlich durch sein Dach mit dem großen Walm sowie durch seinen „Gewandgang“ unterm Giebel und das kleine, halbverfallene Gangl (ähnlich den tirolischen Galerien), ganz innerösterreichisches Gepräge zeigt, von den übrigen obersteirischen Häusern. Zwar hat dieses Haus den Eingang noch auf der Langseite, wie die dazugehörige Abbildung 16 beweist; aber die ungewöhnliche Verbreiterung der Giebelseite deutet schon auf die Nähe der Salzburger Grenze hin. Das ist hier ganz wie im Ennstal. Während jedoch im westlichsten Ennstal auch die Dachform den flachen, salzburger Charakter annimmt, bleibt das Murtaler Haus bis zur Grenze, und auch noch im Lungau selbst, steildachig. Nur die Achsen-

drehung um 90° macht es mit. Hier bei Murau, wo der Eingang noch auf der Langseite liegt, ist diese Achsendrehung allerdings noch nicht erfolgt, aber doch durch die Breite des Giebels schon angedeutet. Dagegen zeigt uns Abbildung 15 (ein Haus in Predlitz, unmittelbar an der steirisch-salzburgischen Grenze) bereits die vollzogene Achsendrehung. Der Eingang befindet sich hier bereits auf der breiten und nach Salzburger Weise mit einem galerieartigen Gang geschmückten Giebelseite. Ja noch mehr; auch die Hofanlage dieses Predlitzer Hauses zeigt, stärker noch, als wir dies in der Ramsau gesehen haben, die Form des Tiroler Einheitshofes. Es ist

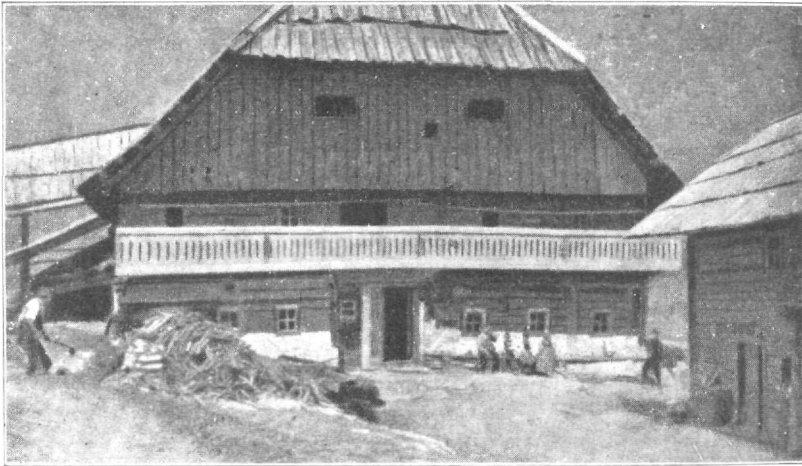


Abb. 15. Haus in Predlitz.

am Bild ganz deutlich zu sehen, wie im vorderen Giebelteile des Hauses die Wohnräume untergebracht sind, während zum rückwärtigen Teile von linksher eine Tennbrücke führt. Unter dem einen geraden Dach sind also hier Wohn- und Wirtschaftsräume vereinigt. Daß aber diese äußeren Verschiedenheiten gar keine typischen sind, welche die Wesenheit des Hauses berühren, wird uns gerade an diesem Predlitzer Hause klar. Hinter der Wand, vor der hier die Personen sitzen, liegt nämlich die — Rauchstube, die westlichste, die ich im oberen Murtale beobachtet habe. Über der salzburgischen Grenze ist das Rauchstubengebiet nämlich wie abgeschnitten. Seit 30 Jahren gibt es im Lungau keine Rauch-

stuben mehr, und im Dorfe Kendlbruck, das nur eine halbe Gehstunde hinter Predlitz liegt, kennt man die Rauchstube nur „vom steirischen Nachbar her.“ Bei einer so reinen provinziellen Abgrenzung eines Gebietes (denn geographisch gehört ja der Lungau mehr zu Steiermark als zu Salzburg) darf man mit Recht auf eine rein örtliche Amtsvorschrift als Ursache dieses plötzlichen Aufhörens der Type schließen und tatsächlich gelang es dem Hausforscher Bünker, mit dem ich damals im oberen Murtale einige Tage in gemeinsamer



Abb. 16. Vorderseite des „Mohrhauses“ ob St. Georgen bei Murau.

Arbeit verbringen konnte, diese Ursache in einer Salzburger Polizeiordnung aufzuspüren, welche die Rauchstuben wegen ihrer Feuergefährlichkeit für Salzburg verboten hatte.

Ein solches Haus wie das Predlitzer Haus ist nun allerdings nur für dieses steirisch-salzburgische Grenzgebiet, nicht aber für das ganze obere Murtale typisch. Schon ein wenig weiter gegen Osten zeigt sich, wie wir bereits beim „Mohrhaus“ ob Murau sahen (Abb. 14), die Achsendrehung, das heißt es liegt die Eingangstüre wieder auf der Giebelseite. Die Details dieses Einganges sehen wir auf Abbildung 16. Hier zeigt

sich das Rauchstubenhaus des oberen Murtales in seiner ganzen Altertümlichkeit. Man betrachte vor allem die uralte Art und Weise, in der die winzigen Fensterlucken aus dem Blockbalken ausgeschnitten sind, und die niedere Eingangstür, welche den Hauptzugang in das Haus bildet. Sie führt direkt in die finstere, breite „Labn“, die vollkommen das Gepräge der oben geschilderten „Labn“ in Rauchstubenhäusern trägt. Die ganze Wandseite, die am Bilde vor der Eingangstür zum Beschauer her sieht, stellt die eine Langseite der außerordentlich geräumigen Rauchstube dar. Das Haus ist innen ganz uneben. Der Fußboden liegt nahezu bei jedem Raum in einer anderen Höhe, und eine eigene kleine Stiege führt von der „Labn“ in die linksseitigen Räume, wieder eine andere in den rückwärts angebauten Stallraum. Es ist eines der interessantesten und altertümlichsten Häuser, die ich gesehen habe. Sowohl hier als auch in der nächsten Umgebung sind wenigstens einige Wirtschaftsräume mit dem Wohnteil unter einem Dache. Die ganze Gegend hatte noch vor wenigen Jahrzehnten nur Rauchstubenhäuser. Sowohl hier als auch um Scheifling und St. Johann am Tauern kommt die im benachbarten Oberkärnten häufige Anlage der Feuerstätte noch ab und zu vor, bei der der Herd an die, gegen die Mitte der Stube gerichtete Ecke des Backofens schräg angelehnt ist.¹ Rhamm nennt das eine „Mittellage des Herdes“. Vgl. oben S. 206. Auf der nördlichen Talseite fand ich noch ziemlich viele Rauchstubenhäuser ohne angebaute Kachelstube. Im Rantentale, in Krakaubene, im Wölzertale und auch auf der südlichen Talseite gibt es überall noch genug Rauchstuben. Sehr interessant ist das Gebiet von Turrach, weil sich dort die einzige steirische Badstube erhalten hat, in der wirklich noch gebadet wird. Eine solche Badstube sieht nun folgendermaßen aus:

Ein kleines Häuschen, im Blockbau aufgeführt, umfaßt nichts weiter als eine Laube, die vielfach ganz offen ist, und aus nichts anderem, als aus dem überladenden und durch zwei Ecksäulen gestütztem Dache besteht, und die eigentliche „Badstube“. In der Laube stehen einige senkrechte Pflöcke, in deren Durchlöcherungen horizontale, am oberen Ende verbundene, sonst zangenartig gegeneinander zu klappende Hölzer gesteckt werden. Diese Vorrichtungen heißen „Brecheln“. In der Badstube sieht man heute gewöhnlich nichts als einen

¹ Rhamm, a. a. O., S. 862.

sehr großen Kachel- oder gemauerten Ofen in einem, und einen Tisch und Bänke im anderen Winkel. Von der Decke herab hängen an senkrechten Stangen wagrechte „Asn“, auf welche der frisch geschnittene Flachs gelegt wird. Darauf wird der Ofen gehörig geheizt, alle Fensterchen und die Türe sorgsam verschlossen, und so in der Stube eine kolossale Hitze erzeugt, in welcher der Flachs drei Tage gedörret wird. Nach Ablauf dieser Zeit wird der gedörrete Flachs abgenommen und mittelst der zusammenklappbaren Hölzer, der „Brechel“, so lange geschlagen, bis die spröde gewordene Hülle abspringt und das „Hoar“ (die feinen Flachsfäden) allein übrig bleiben.

Das nennt man „Hoarbrecheln“. Von hier kommt der Flachs aufs Spinnrad, und die gesponnen Fäden auf den Webstuhl. Es gibt außer diesen „Badstuben“ in Steiermark auch noch sehr zahlreiche „Brechlöfen“. Das sind ausgemauerte Gruben, die auf freiem Felde stehen und die mit einer lockeren Stangenreihe überdeckt werden. Auf diese Stangenreihe legt man den frischen Flachs. Das Feuer wird nun nicht in dieser gemauerten, schachtartigen Grube, sondern in einem drei bis vier Meter langen Stollen entzündet, welcher von der (meist auf einer kleinen Anhöhe errichteten) Grube auf den Abhang der Anhöhe herausführt. Die Hitze zieht vom Stollen aus durch den Schacht aufwärts, ohne daß das Feuer dem Flachs einen Schaden zufügen kann. Solche „Dörr- oder Brechlöfen“ dienen natürlich ausschließlich zum Flachsdörren. Die Badstube aber, die heute freilich in der Regel nur mehr diesen letztgenannten Zweck erfüllt, war früher eine wirkliche Badstube, in der man sich badete. Auf die erhitzten Kacheln und Steine des Ofens wurde kaltes Wasser gegossen und in dem so entstehenden Wasserdampf ein regelrechtes Dampfbad genommen. In zahlreichen Akten unseres steirischen Landesarchives fand ich die Beweise dafür, und endlich im Statthaltereiarhive auch den staatlichen Erlaß, nach welchem das Baden Ende des 18. Jahrhunderts in Steiermark wegen „des groben Unfugs bei solchen promiscue Bädern“ verboten und den Bauern strenge aufgetragen wurde, es ihren Dienstleuten nicht weiter zu gestatten. Die Sitte ist uralt und weitverbreitet. Schon Herodot berichtet sie von den Skythen, und der arabische Reisende „Ibrahim ibn Jakub“ (im 9. Jahrhundert) von den Russen. Die Badstuben und ihre Verwendung war nach seiner Beschreibung vollkommen gleich wie vor 100 Jahren noch bei uns.

Wenn wir im Murtales weiter murabwärts schreiten, so bemerken wir vor allem im Haupttale selbst ein Abnehmen der Rauchstube. Im Wölzertal, in der Gaal und in der Obdachergegend findet man sie noch. Am Murboden (um Judenburg) ist sie heute nicht mehr zu finden. Von alten Bauern und aus der „Fohnsdorfer Handschrift“ (über Anregung des Erzherzogs Johann am Beginne des 19. Jahrhunderts von J. F. Knaffl verfaßt, jetzt im Landesarchive)

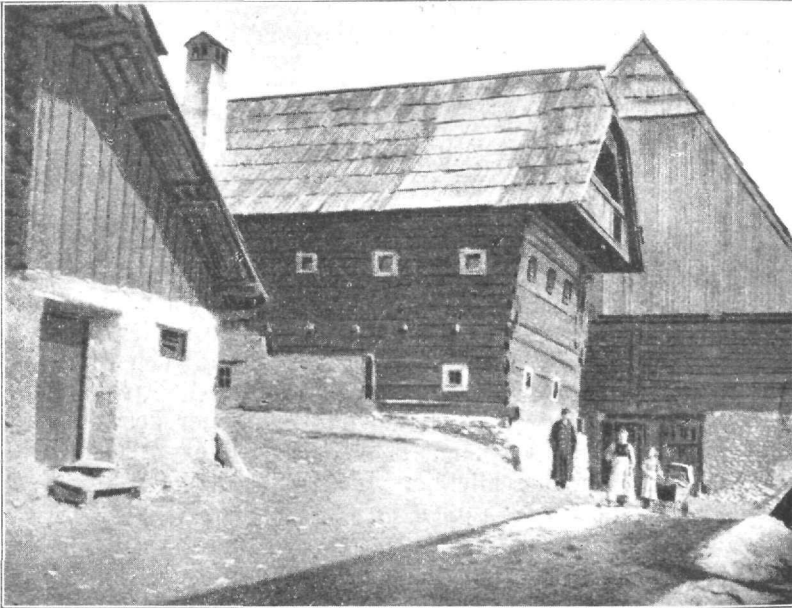


Abb. 17. Bauernhaus in Lind bei Zeltweg.

ist es jedoch mit Sicherheit nachgewiesen, daß sie noch vor 80 Jahren auch dort allenthalben üblich war. Sonst ist über das Haus des oberen Murtales wenig Neues zu sagen. Auffallend sind die großen Stadeln des Murtales, im Innern so wie die des Ennstales angeordnet und in eigentümlicher Weise, nämlich durch einen schwebenden Gang (ähnlich wie z. B. die „Seufzerbrücke“ in Venedig) mit dem Wohnhaus verbunden. Auf Abbildung 17 sehen wir ein Haus aus Lind (bei Zeltweg) und im Hintergrunde den großen Stadl. Auch hier bestand diese Verbindungsbrücke, ist aber wenige Tage

vor meiner Aufnahme (im März 1911) abgerissen worden. Rhamm bringt solche Brücken aus den Höhen zwischen Obdach und Judenburg und aus dem Obdachersattel. Auch in anderen, namentlich südlichen Seitentälern des oberen Murtales sah ich sie häufig. Ebenso eigentümlich ist die Benennung „Tafel“, die im oberen Murtal für den hochgelegenen Raum über der Tenne, und die Bezeichnung „Tratten“ (sonst Wiesenfleck), die im Tauerngebiet nördlich von Zeiring für den freien Hofplatz gebräuchlich ist.

Von Knittelfeld ostwärts konnte ich auf der Nordseite des Murtales gegen das Liesingtal hin keine Rauchstuben mehr finden, im südlichen Teile (Stubalpengebiet) fand ich noch mehrere Spuren. Von St. Michael an ist die Rauchstube auf der Nordseite gänzlich unbekannt, südlich jedoch, im Gleinalpen- und Hochalpengebiet zwar selten, aber doch ab und zu auffindbar. Im übrigen gilt für diese Gebiete bis Bruck herab dasselbe, was wir für den Murboden berichtet haben.

5. Das Bauernhaus in der Oststeiermark.

(J. R. Bünker, P. K. Rosegger und Rosa Fischer a. a. O.)

Über das oststeirische Bauernhaus sind wir ausgezeichnet unterrichtet. Außer den einschlägigen Kapiteln bei Rosa Fischer und P. Rosegger besitzen wir darüber eine umfangreiche, gründliche und außerordentlich gewissenhafte, reich illustrierte Arbeit von J. R. Bünker, welche das Haus der ganzen östlichen Steiermark (von den ungarischen Grenzkomitaten Ödenburg und Eisenburg über Hartberg, Vorau, Fladnitz, Tulwitz bis herüber ins Murtal bei Frohnleiten) umfaßt. Ergänzend für das „Jokelland“ treten dazu Roseggers Schriften, während das Raabgebiet vom Ursprung bis Gleisdorf und das Gebiet nördlich und südlich vom Schöckel in bezug auf das Rauchstubenhaus von mir durchwandert wurde. In der Oststeier werden also dem Hausforscher kaum mehr sonderliche Überraschungen zuteil werden und in hauskundlicher Beziehung gehört dieses Gebiet gewiß nicht zu den „vergessenen Landen“. Vor allem läßt sich für vier grosse Flächen dieser Gegend eine staunenswerte Gleichheit der Formen feststellen. Diese vier Flächen sind:

1. Das Stück östlich und nördlich vom Mürztal und einer Linie von Birkfeld nach Hartberg. In diesem nordöstlichen Teil der Oststeiermark tritt das Bauernhaus als Rauch-

stubenhaus in geschlossener vierkantiger Hofanlage und überdeckt mit einem Strohdach auf.

2. Von dieser Form unterscheidet sich — wenigstens heute und äußerlich — das Bauernhaus im tieferliegenden, auf jeder Höhenschichtenkarte deutlich gekennzeichneten Stück Land, das von der Linie Hartberg—Pischelsdorf—Weiz—Gleisdorf im Norden und Westen und von der Raaberbahn im Süden begrenzt wird. In diesem Gebiete nämlich sind die Häuser meistens gemauert und die Rauchstuben verschwunden. Sonst aber ist Haus- und Hofeinrichtung die gleiche wie im ersten Gebiet.

3. Wieder ein besonderes Stück bezeichnet der Landstrich zwischen der Linie Weiz—Birkfeld und dem Murtal zwischen Bruck und Graz; dort macht nämlich der vierseitige Hof vielfach dem Haufenhof und im südlicheren Teile auch die Rauchstube der „oberdeutschen“ Feuerstättenanlage Platz.

4. Wieder zu scheiden ist endlich das vierte Stück der östlichen Steiermark, welches von der Raaberbahn im Norden und von dem Murtal Graz—Radkersburg im Westen und Süden umgrenzt wird. Hier fällt vor allem die für die mittlere und untere Steiermark kennzeichnende Kleinheit der bäuerlichen Haus- und Hofstatt auf. Die Rauchstube ist hier recht selten geworden. Wir wollen die Formen dieser Vierteln vielleicht hier zur leichteren Verständigung mit den Namen Vorauer-, Hartberger-, Fladnitzer- und Gnaserhaus bezeichnen.

Das „Vorauer“-Haus (vom Wechsel bis Birkfeld) ist jedenfalls das altertümlichste. Die „Waldheimat“ (Krieglachs—Alpl) gehört eigentlich schon diesem Typus an, und was Rosegger über „Haus und Heim“ sagte (vgl. oben Mürztal), das gilt alles auch für dieses ganze Viertel der östlichen Steiermark. Nur daß die „Stube“, die Rosegger beschreibt, hier nur in zweiter Linie neben der noch heute vorherrschenden Rauchstube in Betracht kommt. Hier ist das eigentliche „Waldgebiet“, hier sind die eigentlichen „vergessenen Lande“. Das Gemütliche und Malerische dieses Hauses wird gegen das der Mürztaler Waldheimat aber noch durch das Strohdach erhöht, das vom rein künstlerischen Standpunkte wohl als das schönste aller Dächer bezeichnet werden muß. Dem Vorauer- (oder Jokelländer-) Haus mit seiner festungsartigen geschlossenen Hofanlage, seinen dunkelbraunen Holzwänden, seinen warmen, schützenden Strohdächern, aus denen der blaue Rauch zum Himmel quillt, wird niemand seine stimmungsreiche Wirkung abzusprechen vermögen. Über

Laube, Rauchstube, Stube (und wo sie vorkommt, auch über die Küche) ist nichts besonderes Neues zu sagen.

Um so interessanter ist die Hofanlage. Sie bildet ein zwar gewöhnlich nicht ganz regelmäßiges, aber stets ganz geschlossenes Viereck. Die eine Langseite dieses Viereckes füllen das Wohnhaus und die Stallungen, die zweite (Breit-) Seite die Scheune. Diese besteht aus der breiten Einfahrt, über welcher die Tenne liegt, und den rechts und links von ihr befindlichen Heu- und Getreideräumen. In manchen Fällen

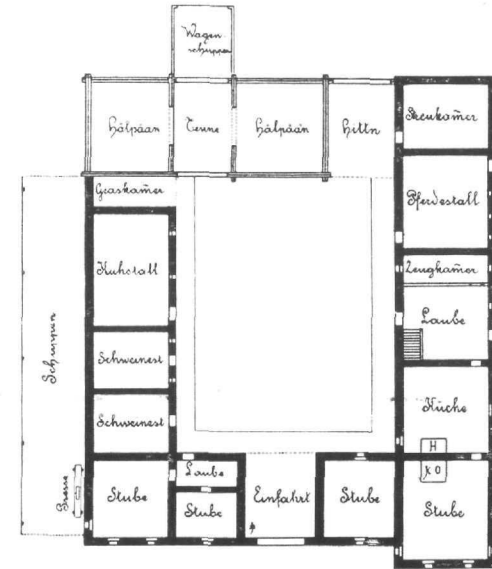


Abb. 18. Oststeirischer Hof. Nach J. R. Bünker.
(Zinkstock von der anthropol. Gesellschaft Wien.)

ist jedoch auch die Tenne im Erdgeschoß dieses Traktes untergebracht, dann liegt natürlich die Einfahrt auf irgendeiner der übrigen Seiten des Vierecks. Die dritte (Lang-) Seite wird wieder von Stallungen, Wagen- und Gerätschuppen und von der „Ausfahrt“, und die vierte (Breit-) Seite zum Teil von Wohnräumen (Schlafkammern, Speisekammern) und zum Teil von Wirtschaftsgebäuden ausgefüllt. (Abbildung 18.)

Über das ganze oder wenigstens über drei Seiten dieser Hofanlage (wenn die Einfahrt nicht unter der Tenne liegt) zieht ein einziges, natürlich ebenfalls viereckig gebrochenes Dach. In der Mitte dieses Viereckes bleibt nur ein geräumiger

freier Hofraum übrig. Er enthält nichts weiter als den großen Mist- und Düngerhaufen, in dem sich die Schweine herumtummeln. Der ganze Hofraum ist oft wie ein Teich, von Jauche angefüllt, weshalb sich längs der Innenseite der Gebäude rings um den ganzen Hofplatz eine erhöhte Steinpflasterung zieht, welche „die Gred'n“ (vom lateinischen gradus) genannt wird. Wie der Oststeirer selbst zugeht, ist so ein „Houf gaa ta rainsti Saustall“. Wo das Dach nicht geschlossen ist, sondern über dem breiten Einfahrtstor aussetzt, da bildet es rechts und links von der Einfahrt abgewalmte Giebel; solche sind namentlich für das Hartbergergebiet typisch.

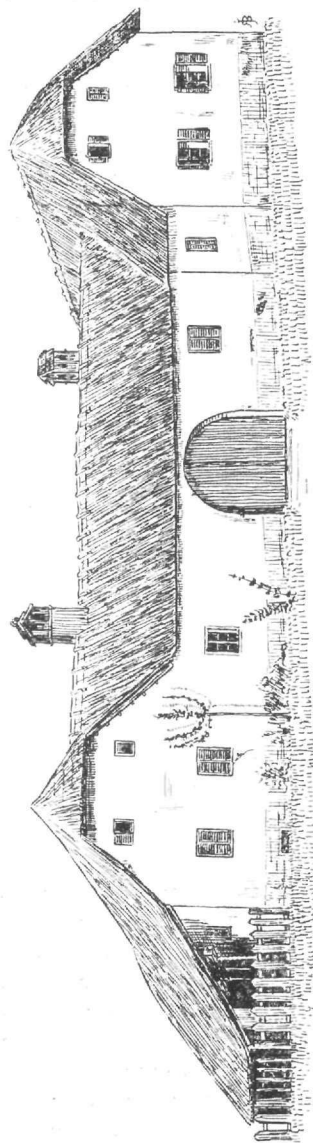


Abb. 19. Haus bei Hartberg. Nach J. R. Bünker.
(Zinkstock von der Wiener anthropologischen Gesellschaft.)

Das „Hartbergerhaus“ unterscheidet sich vom Vorauerhaus schon äußerlich dadurch, daß es viel reinlicher, aber weniger urwüchsig ist. Der Wohntrakt, zum Teil auch die Wirtschaftsgebäude, sind gemauert. „Geschmückt mit einem Vorgärtchen, schaut es den Kommenden fast durchschnittlich mit zwei Giebeln entgegen“,¹ doch kommen auch hier ab und zu ganz geschlossene Dächer vor. (Abbildung 19.) Die Stallungen des Hartbergerhauses sind

heute häufig gewölbt und zementiert, die Rauchstube fehlt ganz und auch die „Rauchkuchl“ ist oft durch eine reinliche

¹ Rosa Fischer, a. a. O., S. 9 f.

Sparherdküche ersetzt. Bezüglich des Grundrisses ist zu sagen, daß hier meistens die Anlage des „Mittelküchenflurhauses“ zu beobachten ist. Der Flur ist nicht durchgängig, sondern abgeteilt; der vordere Teil bildet den Flur, der rückwärtige die Küche.

Auch der Hof ist reinlicher und der Misthaufen häufiger auf eine eigene ausgemauerte Grube beschränkt. Das Hartbergerhaus ist mit dem „Heanzenhause“ des benachbarten Ungarn völlig identisch. Wo nicht ein neumodisches Ziegeldach aufgesetzt wurde, finden wir auch hier nur Strohdächer. Das Strohdach wird nach der genauen Schilderung Bünkers¹ auf folgende Weise hergestellt: Aus einem dicken Bündel von Strohhalmen werden Schauben, „Schabl“, gebildet. Man beginnt nun am unteren Dachende, indem man eine Reihe solcher „Schabl“, das Wurzelende nach unten, das gebundene Ährenende nach oben, längs des Dachrandes befestigt. Wenn nun diese unterste Schichte fertiggelegt ist, so schreitet man aufwärts, dem First zu vorwärts. Die nächsten Schichten werden nicht mehr durch einfache „Schabl“, sondern durch kunstvoll gewundene „Doppelschabl“ gebildet, deren jede einzelne mit einem Strohband an die Latten (auf denen bei einem Ziegeldache die Ziegeln aufgesetzt sind) befestigt wird. Der First selbst wird nun in etwas anderer Weise bedeckt. Die für den First bestimmten Schauben werden nämlich vor ihrer eigentlichen Verwendung in einem, aus Lehm und Wasser gebildeten Brei gefestigt und dann über dem First knieförmig abgebogen, so daß sie zu beiden Seiten des Firstes nach abwärts stehen. An die beiden Dachflächen unter dem Firste werden sie hierauf mit einem Brette angeschlagen, wo sie dann durch die lehmige Masse von selbst haften bleiben.

Wenn wir uns nun das dritte Gebiet betrachten, dessen Hausformen wir als „Fladnitzerhaus“ bezeichnet haben, so fällt uns zunächst gegenüber der Hartbergergegend wieder viel größere Urwüchsigkeit auf. Wir brauchen darüber nicht viel zu sagen: Es ist wieder der echte „innerösterreichische“ Typus, wie wir ihn im oberen Murtales gesehen haben, nur daß wir auch hier meist Strohdächer treffen, die allerdings gegen das Murtal hin seltener werden. Die Rauchstube ist in diesem Gebiete sehr häufig, im obersten Raabtal fand ich sie fast in jedem Hause und fast ebenso häufig zwischen Anger und Birkfeld. Die Grenze zwischen den Hartberger-

¹ Bünker, a. a. O., S. 139 ff.

und Fladnitzerformen und damit zwischen dem „Vierkant“ und dem Haufenhofe bilden die von Raab-, Weiz- und Herbersteinklamm durchbrochenen Höhenzüge (Patschaberg, Sattelberg, Zetz etc.). Gegen das Murtal hin, in den Gegenden des Hochlantsch, der Teichalpe und von Semriach an nehmen die Rauchstuben und die Strohdächer nach Westen hin rasch ab, doch gibt es gleich ober Semriach, auf der Nordseite des Schöckels, noch heute zahlreiche Rauchstuben. Ebenso erfuhr ich im Breitenauergraben (bei Mixnitz), daß es dort vor kurzem noch überall Rauchstuben gegeben habe. Da ich diese, wie wir später sehen werden, auch westlich der Mur, auf den Höhen ober Frohnleiten und Übelbach, nachweisen konnte, so war damit der Zusammenhang des kärntnisch-obersteirisch- und weststeirischen Rauchstubegebietes mit dem der Oststeiermark klargestellt.

Es erübrigt uns nun noch die Gegend südlich der Raab, also die östliche Mittelsteiermark und das „Gnaser“haus zu betrachten. Es gleicht im wesentlichen dem des Fladnitzergebietes, nur daß die Urwüchsigkeit hier zwar nicht aufhört, wohl aber viel seltener wird. Man trifft hier viel mehr gemauerte und ziegelgedeckte, mit Sparherden versehene und rauchstubenlose Häuser als im Fladnitzergebiet. Das niedere Hügelland vermochte die alten Formen eben nicht so zu schützen wie das Bergland nördlich und östlich vom Schöckel. Wo ich aber alte Formen getroffen habe, wie zum Beispiel auf einer Wanderung von Laßnitz geradeaus südlich nach Mureck, da fand ich sogar sehr ursprüngliche Rauchstubenhäuser. Hier traf ich zum Beispiel die eigentümliche Art von teilweise versenkten Rauchstuben, bei denen man in die Rauchstube vom Flur aus über ein paar Stufen hinabsteigt. Jedenfalls gehört diese Gegend noch zu den wenigst erforschten, und eine Arbeit über das Bauernhaus des Gnasergebietes wäre sehr verdienstlich. Im großen und ganzen zeigen die alten, erhaltenen Formen dieses Gebietes eine unendliche Armseligkeit, kleine Keuschen, meist in sehr traurigem Zustande, nur aus „Labn“ und „Rauchstube“ bestehend. Von großen Hofanlagen keine Spur. Stallungen, mit Ausnahme von Schweineställen, gibt es bei diesen armen Bauern nur selten. Scheune und Tenne sind in einem auffälligen, kleinen Stadel untergebracht oder an das Wohnhaus angebaut. Wo aber reichere Bauern sitzen, da hat man erst recht keine Freude, denn diese haben sich möglichst stadttähnliche, gemauerte, nichtssagende Häuser mit Ziegeldach und Sparherd gebaut. Es ist, um mit Bancahari

zu reden, der „verquetschte“ Typus des stadtnahen Bauernhauses. Die Grazer kennen diese charakterlosen Häuser bei den vielen „Milchwagerlbesitzern“ von der Ries und aus dem Ragnitztal zur Genüge.

6. Das Bauernhaus der westlichen Steiermark.

(J. R. Bünker, a. a. O. und eigene Beobachtungen.)

Unter „Weststeiermark“ verstehe ich das Gebiet, welches von dem Zuge der Glein-, Stub- und Koralpe im Westen, von der Mur im Osten und vom Radl und seiner geraden Fortsetzung bis Spielfeld hin im Süden begrenzt wird, also das Gebiet von Geisttal, Übelbach, Köflach, Voitsberg, Stainz, Deutschlandsberg, den Sausal und Eibiswald. Wenn eine steirische Gegend in haus- und volkskundlicher Beziehung den Namen „Vergessene Lande“ verdient, so ist es diese. Mit Ausnahme einer allerdings sehr genauen und instruktiven Arbeit Bünkers im Jahrgange 1909 der Zeitschrift „Wörter und Sachen“ liegt uns über das weststeirische Bauernhaus gar keine Nachricht vor. Und Bünkers Arbeit behandelt nur einen sehr kleinen Teil der Weststeiermark, nämlich nur die Gemeinde Kemetberg bei Köflach. Und gerade die Weststeiermark gehört volkskundlich zum interessantesten Teile des Landes und — damit ist wohl nicht zuviel gesagt — der ganzen österreichischen Alpenländer. Nicht nur einmal begegnete es mir, daß ich in den entlegenen Gemeinden der Stub- und Koralpenhänge Bauern kennen lernte, die nie in ihrem Leben eine Stadt gesehen haben! Auf Wanderungen, die ich zum Beispiel vom Packwinkel aus über Modriach und das Waldgebirge weiter nach Freiland und Deutschlandsberg unternahm, kam ich in Gemeinden, welche überhaupt nur Rauchstubenhäuser kennen. Nicht um Jahrzehnte, sondern zuweilen um Jahrhunderte fühlt sich der beobachtende Geist hier zurückversetzt. Eine Schatzkammer für volkskundliche Forschung jeder Art möchten diese entlegenen Gebiete der Weststeiermark mit Recht genannt werden. — Mit tiefem Schmerz aber erfüllt einen hier der Anblick mancher Gemeinden, in denen in wenigen Jahrzehnten mehr als die Hälfte aller Bauerngüter zugrunde gehen mußte, weil reiche Holzhändler es verstanden, die unendlich harte Lage dieser Bergbauern auszunützen und sie gegen klingende Münze von der väterlichen Scholle zu vertreiben, um an Stelle der alten Ackerfluren dichtes Waldland erstehen zu lassen. In

dieser Beziehung gleicht die Weststeiermark der „Waldheimat“ Roseggers. Öde Ruinen stehen im frisch wuchernden Jungwald und mit den morschenden Balken und Sparren der uralten Häuser versinkt ein Stück echten Volkstums in den Waldboden zurück, aus dem es vor vielen Jahrhunderten erwachsen.

Der äußeren Gestalt nach gleichen die weststeirischen Häuser am meisten dem „Fladnitzerhaus“ der Oststeiermark

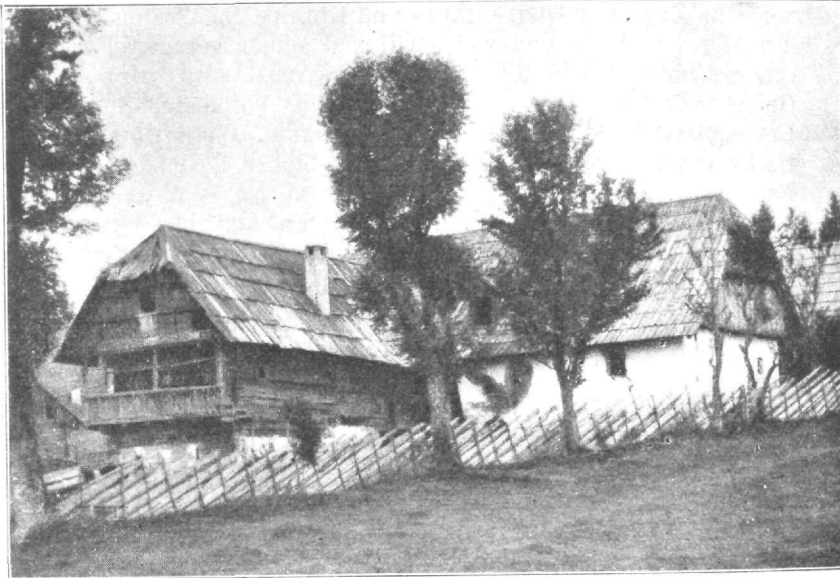


Abb. 20. „Pfennichmörtl“ bei Modriach.

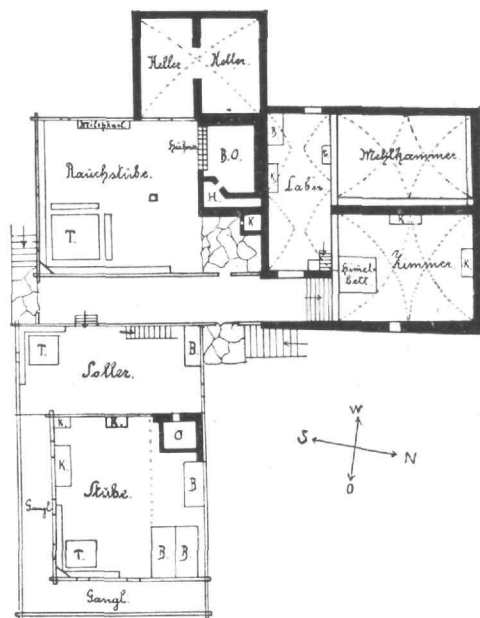
und damit dem allgemeinen „innerösterreichischen“ Typus. Die vollendete Schönheit eines solchen Hauses, das an Vollkommenheit in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig läßt, zeigt uns zum Beispiel Abbildung 20. Ein solches Haus ist ein Kunstwerk, weil es allem, was man von ihm verlangen kann, in vollendeter Weise und nach jeder Richtung hin gerecht wird. Es steht hoch erhaben über das prunkendste Zinshaus, das nur einen Zweck erfüllt, der eben nicht sein Hauptzweck sein sollte.

Hauskundlich haben wir über das weststeirische Haus wenig Neues zu sagen. Eine Eigentümlichkeit dieses Hauses,

die an seiner äußeren Ausgestaltung auffällt, ist das „Gangl“. Es ist das etwas Ähnliches wie das „Brückl“ des Ausseerhauses: eine offene Holzveranda auf der Vorder- oder Rückseite des Hauses. Das Haus der Weststeiermark (übrigens auch manches Bauernhaus in der übrigen Steiermark) steht sehr häufig auf schräg abfallendem Terrain. Während es auf der Bergseite nur ein Geschoß besitzt, hat es auf der Talseite deren zwei: das untere Geschoß ist gemauert und enthält den Keller für Most und „Schilcher“. Dieser Keller ist also in den schräg aufsteigenden Berghang mit seiner rückwärtigen Hälfte hineingebaut. Über dem Keller erst ist die Blockbaukonstruktion des Wohnhauses errichtet, das nach rückwärts unmittelbar auf den Berghang hinausführt, während es nach vorne ein Obergeschoß über dem Keller bildet. Deshalb führt zur vorderen Eingangstüre (die sich auch in diesem Obergeschoße befindet) eine Holzstiege. Diese Stiege mündet nun nicht unmittelbar in die Eingangstüre, sondern eben in das „Gangl“. Das „Gangl“ setzt sich aus einem wirklichen, balkonartig schmalen Gange, welcher um eine oder mehrere Seiten des Hauses läuft, und aus einer verbreiterten Veranda, die vor der genannten Eingangstür liegt, zusammen und wird von Holzsäulen getragen. Die Veranda, über die der entsprechende Teil des Daches ausladet, enthält Bänke und Tische, an denen es sich an warmen Sommertagen und lauen Abenden bei einem Krüge Most oder Schilcher gar traulich sitzen läßt.

Im Inneren sieht das weststeirische Haus so aus wie überall beim „innerösterreichischen“ Typus. Die breite durchgängige Laube, aus welcher der primitive Holzschlot nach oben führt, trennt die Rauchstube auf der einen von der Kachelstube und den Kammern (beziehungsweise den Kammern ohne Kachelstube) auf der anderen Seite. Wo die Rauchstube verschwunden ist, wurde der Herd häufig in den rückwärtigen Teil der „Lahn“ verlegt und von dieser durch eine Querwand abgetrennt. Es entstand die Anlage des „Mittelküchenflurhauses“. Wie weit sich übrigens der Grundriß eines Rauchstubenhauses entwickeln kann, zeigt uns der zu Abbildung 20 gehörige Grundriß (Abbildung 21). Gedeckt ist das weststeirische Haus in den Waldgedenden mit Schindeln (Abbildung 20), in den Feldgedenden mit Stroh (Abbildung 22). Auf beiden Bildern aber sehen wir die hübsche Abwalmung des Daches und den „Gwandgang“ auf der Giebelseite.

Der Hof ist in der Regel ein Haufenhof. Wo er Eigentümlichkeiten zeigt, sind sie ebenfalls durch die Vegetation der Gegend (Mais und Wein) bedingt. Wegen des Wein- und Obstbaues fehlt in der Weststeiermark selten die Presse, die gewöhnlich in einem eigenen Schuppen steht. Es gibt zwei sehr alte Arten von Pressen, die sich in derselben Form bis in römische Zeit zurück nachweisen lassen.¹



„Stammhölzl“ in Modriach Nr. 48.

Abb. 21.

Da die weststeirische Presse meines Wissens noch nirgends genau beschrieben ist, so gebe ich hier eine an Ort und Stelle aufgenommene Schilderung sammt den ortsüblichen Benennungen wieder. Die eine Art der Presse besteht aus einem Trog, der aus einem dicken Baumstamm so herausgeschnitten ist, daß er den Teil einer großen Kreislinie bildet. Der Mittelpunkt dieses Kreises ist ein feststehender Pflock, auf welchem das eine Ende eines horizontalen Balkens

¹ Vgl. z. B. die Reproduktion einer Preßabbildung aus dem Hortus deliciarum (vor 1195) in „Wörter und Sachen“, 1909, S. 187.

drehbar aufgesteckt ist. Das andere Ende dieses Balkens stößt durch den Mittelpunkt einer schweren Steinscheibe (größer als ein Mühlrad), die mittelst des Balkens in dem Trog, auf welchem sie senkrecht steht, hin- und hergewälzt werden kann und so das in den Trog geschüttete Obst zerquetscht. Dieses zermalmte Obst heißt „Trëista“. Es kommt nun in die eigentliche „Prëiß“, die auch als Traubenpresse dient. Diese besteht aus einem gewaltigen, viereckigen, etwa 30 bis 50 cm hohen Holztrog, „Kaanl“ oder „Zucht“, in den die „Trëista“ hineingeschüttet und der mit einem oder meh-



Abb. 22. „Tittenbacher“ in Seggau bei Leibnitz.

ren schweren, dicken Brettern bedeckt und beschwert wird. Am oberen und unteren Ende des Troges steht nun je eine guillotineartige Vorrichtung, das heißt je zwei etwa einen halben Meter von einander aufgestellte senkrechte Balken, die oben mit einem Querbalken verbunden sind. Senkrecht auf die Außenseiten ist aus diesen Balken teilweise ein Schlitz ausgeschnitten. Durch die Schlitz der zwei gegenüberstehenden Balken wird nun ein vertikal verschiebbares Querholz gelegt.

Diese Vorrichtung heißt am oberen Ende des Troges „Recksäule“, am unteren Ende des Holztroges das „Jouch“. Noch weiter draußen als das „Jouch“ steht die ebenfalls senkrecht gestellte, dicke, spiralig gedrechselte Holzsäule, die „Preßspindel“, welche drehbar ist. Auf den Querhölzern der Recksäule und des „Jouches“ ruht nun der über den ganzen

Holzbehälter gelegte, gewaltig schwere, dicke Preßbaum, dessen äußerstes Ende von der „Spindel“ durchbohrt wird. Es ist ein trambäumartiger Holzbalken, dessen Durchmesser 50 cm und darüber beträgt. An der Mitte seiner Unterseite hängt außerdem über dem Trog noch die „Stoantruchen“ (ein in Holzrahmen gefaßter Beschwerstein). Diese ganze Vorrichtung wird nun auf den Deckel des Behälters herabgelenkt, indem man das rückwärtige Ende des Preßbaumes mittelst der verschiebbaren Querhölzer tiefer und tiefer stellt, während sein vorderes Ende durch fortwährende Drehung der Spindel immer tiefer hinabgepreßt wird. Die Spindel wird mittelst eines horizontal durch sie durchgesteckten Holzes gedreht.

Durch feine Rinnen fließt der so ausgepreßte Obst- oder Traubensaft in die bereitgestellten Gefäße. Die Presse, die ab und zu auch in der oberen, häufiger in der östlichen Steiermark auftritt, fehlt in den Weingegenden der westlichen und unteren Steiermark selten.

Der Stadl der Weststeiermark ist im Erdgeschoße häufig gemauert. Die eine Giebelseite dieses Erdgeschoßes enthält dann gewöhnlich eine kleine Futterkammer und davor einen Raum, in dem sich der Brunntrog für das Vieh befindet, und der deshalb „Wassahof“ genannt wird. Das ganze übrige Untergeschoß ist Stall. Das Obergeschoß enthält die Futterkammern und Futterbarren und in der Mitte die geräumige Tenne. Zu ihr führt von außen die Tennbrücke, die in der Weststeiermark „Pantabruggn“ heißt.¹ Auch der Dachraum ober der Tenne heißt „das Panta“.

Im übrigen besteht der weststeirische Hof ab und zu noch aus Wagenschuppen, dem „Krautgriab“ und der „Bad“- oder „Haarstubn“ (vergleiche über beide oben Mürztal und Murtal) und sehr häufig einen eigenen Keller oder einem „Weinzerlhaus“ (Winzerhaus). Dieses enthält im gemauertem Untergeschoß den Weinkeller, im hölzernen Obergeschoß meist nur Küche und Stube. Interessant sind auch die Pressen für Kürbiskerne, „Öhlkua“ genannt, oder die Stampfen für denselben Zweck, welche „Anken“ heißen.²

¹ Über die interessante Ethymologie dieses Wortes vergl. Meringer „Wörter und Sachen“, I. Bd., 1909, S. 193 ff.

² Vgl. über die Geschichte und Verbreitung der „Anken“: Meringer in „Wörter und Sachen“ 1909, S. 164 ff.

7. Das untersteirische Bauernhaus.

(M. Murko, a. a. O., K. Rhamm a. a. O., und eigene Beobachtungen.)

Zunächst sei hier betont, daß es einen wesentlichen Unterschied zwischen dem deutschen und slowenischen Bauernhause nicht gibt und daß es falsch ist, irgendeine untersteirische Hausform als „slowenisch“ zu bezeichnen. Es gibt auch hier nur „Rauchstuben“- und „Küchenstubenhäuser“. Wie Murko in seiner vortrefflichen Arbeit über das „Haus der Slowenen“¹ nachgewiesen hat, kommt die Rauchstube zwar bei den Slowenen vor, hat dort auch einen eigenen Namen, „dimnica“, hält sich aber im slowenischen Teile nicht nur in Steiermark, sondern auch in Kärnten stets auffallend nahe der Sprachgrenze und ist mitten im slowenischen Gebiet nicht zu finden. Das hat Murko für Steiermark und das östliche Kärnten, und dasselbe hat Bünker auch für das Gailtal in Kärnten gefunden. Bei meiner Wanderung zur Feststellung des Verbreitungsgebietes der Rauchstube bin ich die deutschslowenische Sprachgrenze durch ganz Kärnten und Steiermark abgewandert und habe das slowenische Gebiet Untersteiers durchquert, fand aber nur Murkos Nachricht vollständig bestätigt. Auch Rhamm teilt (a. a. O., S. 864) mit, daß er auf einer Wanderung von Schwarzenbach in Kärnten bis Cilli und bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalt im Markt Tüffer und Umgebung nichts von einer Rauchstube gesehen habe. Eine ausgesprochene Rauchstube bei den Slowenen fand auch er nur nahe der Sprachgrenze, am Ostende des Bachers bei Windischfeistritz. Dagegen ist die Keusche, die er im Dorfe Novaves bei Cilli aufnahm und die nur aus Vorhaus und (wie er am Plan angibt) Stube = Hiša, besteht, wohl kaum als Beweis für das Vorhandensein der „dimnica“ im slowenischen Gebiet anzusehen, da Rhamm selbst berichtet, daß ihm der vor dem Backofen befindliche Absatz nicht den Eindruck gemacht habe, als ob er als Herd zu benützen wäre. Jedenfalls ist also diese einzige Spur vom Vorhandensein der „dimnica“ in rein slowenischen Gebieten sehr zweifelhaft. Sehr interessant ist eine von Murko angeführte Reisebeschreibung des Gailtals Majar, der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei den Slowenen Veneziens die Reinlichkeit der Häuser gegenüber den „sogenannten deutschen Rauchstuben“ (für die er den slowenischen

¹ Auch er spricht nicht von einem slowenischen Haustypus. Vgl. seine Arbeit, Mitt. d. anthr. Ges., 36. Bd., S. 12 ff.

Ausdruck „dimnjace“ bildet) rühmt. Ich selbst habe namentlich im Logar- und Sanntale und auf einem Marsche von Lauffen im Sanntale quer durchs Waldland nach Cilli jedes Haus, an dem ich vorüberkam, besichtigt. Ich fand da allerdings Kleinformen (Keuschen), die an Kleinheit und Ursprünglichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Aber selbst die armseligste Koča (=Keusche) hatte ihre eigene Stube und ihre eigene Küche, wengleich die letztere freilich manchmal mehr

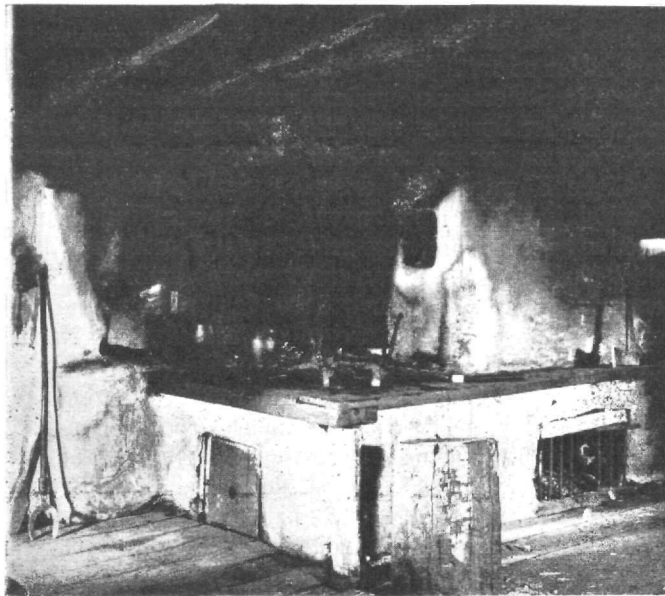


Abb. 23. Rauchstube beim „Primonmeßner“ ober Hohenmauthen.

einer an das Haus geklebten russigen Höhle, in der man sich kaum umdrehen konnte, als einem Wohnraum glich.

Dagegen ist das Gebiet zwischen Radl und Drau, und jenseits der Drau der Nordhang des Bachers ausgesprochenes Rauchstubenterritorium. Abbildung 23 bringt das Innere einer Rauchstube aus St. Primon ob Hohenmauthen und Abbildung 24 den Grundriß eines Rauchstubenhauses aus Heiligenkreuz bei Marburg. Denn auch in den Windisch-Büheln kommt die Rauchstube vor, allerdings viel seltener als im westlichen Teile. Am meisten verbreitet ist sie im Posruck- und nordseitigen Bachergebirge.

Über die Inneneinrichtung des untersteirischen Hauses ist ebenfalls nichts besonders Neues zu sagen. Interessant sind nur die slowenischen Bezeichnungen:

Rauchstube = dimnica. Abb. 24 A.

Der Backofen = peč, der darangefügte Herd = zid („Mäuerchen“). A, a und b.

Die Stube = hiša, izba, kahljasta hiša („Kachelstube“), velikištbl (großes Stübl). D.

Die Küche = kuhinja (lateinisch coquina) oder, wenn sie gleichzeitig Vorhaus ist = veža („Haus“, ganz wie im Ausseergebiete).

Der Herd = ognjišce; der Feuerbock = koza (Ziege) oder feuerrunt (= Feuerhund).

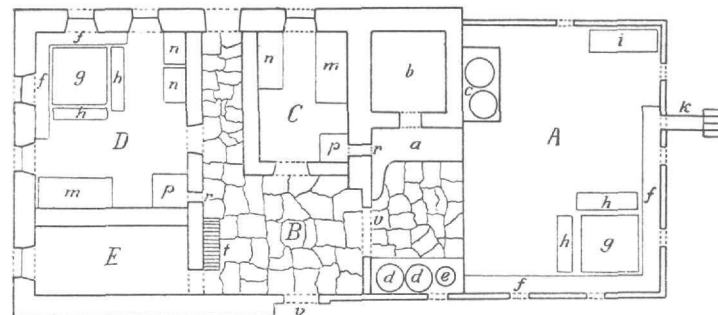


Abb. 24. „Smolnik“haus in Heiligenkreuz ob Marburg a. D.
(Zinkstock von der Wiener anthropol. Gesellschaft.)
Zeichnung von Dr. Fr. Hauptmann.

Die Kammern = kamra oder špajzvelb (Speisgewölbe). E.

Das Haus = hram; Wohnhaus = hišnihram (Stubenhaus; Stadl = štalnihram (Stallhaus).

Es ist nun sehr interessant, daß die „zweiteiligen“ Häuser auch hier bei den Slowenen ganz so wie im Ausseergebiete auftreten. Der Herdraum ist entweder wirklich gleichzeitig Flur und heißt dann veža = Haus, oder er ist durch einen flachgewölbten Bogen an der Decke nur andeutungsweise von der vorderen Hälfte des Raumes, die dann als eigentlicher Flur anzusehen ist, abgeteilt. Oft ist diese Abteilung weiter entwickelt, so daß dann auch hier, allerdings auf ganz andere Weise als bei den Rauchstubegebieten der mittleren und östlichen Steiermark, ein „Mittelküchenflurhaus“ entsteht.

Äußerlich sind die Häuser der Untersteiermark nicht besonders auffallend. Bei Rauchstubenhäusern ist die Rauch-

stube meist aus Holz, die später angebaute Kachelstube aus Mauerwerk errichtet. Auch im übrigen sind die gemischten (Blockbau- und Holz-)Konstruktionen am verbreitetsten. Die Hofform ist auch in Untersteier die des Haufenhofes und auch über sie nichts bemerkenswertes Neues zu sagen. Nur ein Glied des untersteirischen Hofes fällt dem Ober- und Mittelsteirer sofort auf. Es ist die große „Harfe“, der „skosoc“, ein Holzbau, der nur aus Balken und Pfosten (ohne geschlossene Wände) besteht und zum Austrocknen des Mais, des Heues etc. dient. In der schmalen Gestalt als „Harpfen“ kommen sie übrigens auch in der mittleren Steiermark vor, während das Heu in Obersteiermark auf Stangen (= „Hiefeln“) getrocknet wird.

Schluß.

Hiemit sind wir am Ende unserer Darstellung. Es sei nochmals betont, daß sie nicht den Anspruch erhebt, die Arbeit über das steirische Bauernhaus zu sein, sondern daß sie nur beitragen möchte, eine solche vorzubereiten. Dazu bedarf es noch weiterer genauer Forschung. Vor allem seien alle Geistlichen und Lehrer, denen diese Arbeit in die Hand kommt, um eifrige Mitarbeit gebeten. Die vorliegende Arbeit, die ich genötigt war, in viel zu kurzer Zeit niederzuschreiben, erhebt gar keinen anderen Anspruch als den, unseren Geschichtsfreunden und allen Lesern dieser Zeitschrift die Wege gewiesen zu haben, auf denen sie sich aus bedeutenderen Arbeiten, die denselben Gegenstand behandeln, weiter unterrichten können und ihnen wenigstens angedeutet zu haben, welch schönes und welch unendlich anregendes Betätigungsfeld hier jedem zu Gebote steht. Wenn nun manche von ihnen, sei es in ihrem Dienstorte oder sei es auf einer Sommerfrische nach dem Recepte der prächtigen Arbeiten J. R. Bünkers (eines Lehrers in Ödenburg), und mit seiner beispielhaften Genauigkeit ein Gebiet behandeln, so leisten sie damit der Hausforschung ganz außerordentliche Dienste, vor allem aber auch sich selbst. Ihr Aufenthalt und seine Bewohner werden ihnen mit jedem Winkel des Hauses und Hofes bekannter und vertrauter werden und ein beseeligender

Blick ins vergangene Leben unseres Volkes, der jede noch so großartige geschichtliche Darstellung an Gefühlswert hinter sich läßt, wird ihnen reiche Freude bringen. Haftet ihm doch wirkliches Leben an! In dieser immer aufgeschlagenen und lebendigen „Germania“ gibts für jedem, der Augen und Herz hat — wie Meringer sagte — noch viel mehr herauszulesen, als aus dem altehrwürdigen Buche des Tacitus. Und eine Fülle von Verständnis für rein historische Fragen tut sich auf aus der Kenntnis dieses volkskundlichen Gebietes.

Unsere Historiker bitte ich daher an dieser Stellè nochmals, bei ihren reichen archivalischen Studien die hauskundlichen Abschnitzeln, die ihnen so oft unterkommen mögen, nicht unter den Tisch fallen zu lassen.

Nicht zuletzt sei noch auf einen anderen Wert der „Hausforschung“ hingewiesen. Wie Albrecht Dieterich in seinem herrlichen Vortrage über „Wesen und Ziele der Volkskunde“ sagte, liegt ihr größter Wert darin, „den Riß zwischen den Ständen eines Volkes“ zu mildern. Gerade der Historiker, der gewohnt ist, kühl in Vergangenheit und Zukunft zu blicken, hat für unseren Bauernstand oft nicht mehr als die kalte Konstatierung der Tatsache, „daß die Entwicklung der Dinge das Aussterben des Bauernstandes mit unbedingter Notwendigkeit und Folgerichtigkeit“ bedinge. Wer freilich die Folgen der agrarischen Katastrophen im alten Römerreiche betrachtet, wer Bismarcks Reden und des alten W. H. Riehl „Naturgeschichte des Volkes“ studiert hat, der wird jene „Konstatierung“ schwer mit gar so kühlem Blute hinnehmen können. Mehr als aus all dem aber wird es aus dem Studium des Volkes und seiner Wohnungen klar, daß es bitter Unrecht ist, diesem Drama des Bauernstandes, diesem langsamen Tode des innersten Volkstums, ruhig zuzuschauen. Dem „Hausforscher“, der auch Historiker ist, wird wie keinem anderen die Tragik offenkundig werden, die in den Worten liegt, die einst ein Mitglied unseres Vereines¹ über diese Tatsache geschrieben hat und mit denen auch diese Arbeit beschlossen sein möchte:

„Es ist ein stiller, heldenmütiger Kampf, fast mehr ein wortloses Ergeben schon, mit dem diese treuen, festen

¹ Dr. Hans Klöpfer in seinem Aufsatz im Grazer Tagblatt „Ums Hahnenschlößl“.

Menschen um ihre Scholle ringen in zunehmender Vereinsamung. Und wem es sich erschlossen, der steht ergriffen vor diesem großen, unheimlichen Schicksal, dessen Ende kein freundlicher Hoffnungsstrahl erhellt. Aus Wald haben sie ihre Heimat gerodet, in Wald versinken sie wieder, und was sie in Jahrhunderten an treuer, harter Arbeit gewirkt, darnach fragt kaum einer in unserer hastenden Zeit.“